

Zwischen Ruhm und Liebe



Hans Hyan

Edition Zulu-Ebooks.com

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

Hans Hyan

Zwischen
Ruhm und Liebe

Nach der im Wolfgang Marken Verlag,
Darmstadt, 1958 erschienenen Ausgabe
(*Lore-Romane*, Bd. 483)

Zuvor unter dem Titel: „*Ruhm und Liebe*“
als *Kelters Wochen-Roman*, Bd. 108,
Martin Kelter Verlag, Hamburg [1940]



Zwischen Ruhm und Liebe

Ein prächtiger Liebesroman von Hans Hyan

1. Kapitel

Das Geschäft war abgeschlossen. Frieder Ward hatte eine Million Ziegel verkauft; die Angestellte brachte eben den Schlußschein. Nun schenkte Ward noch einmal die Gläser voll und meinte, während er seinem Kunden die Zigarrenkiste hinhielt und dieser sich bediente:

„Was machen wir nun heute abend, lieber Herr Bäuermann? Ich denke doch bestimmt, daß Sie noch bis morgen hierbleiben.“

„Eigentlich wollte ich ja heute um sieben fahren ... aber ich hab' auch Zeit bis morgen. Haben Sie denn irgendeine nette Idee, Herr Ward?“

„Na ja ... heute ist Filmball. Wie wär's denn, wenn wir uns da ein bißchen umsehen würden unter den Töchtern des Landes?“

Bäuermann lachte.

„Fabelhaft! Sind denn auch die Prominenten auf dem Ball?“

Ward nickte.

„Samt und sonders! Es ist ja das offizielle Fest der Filmindustrie.“

„Haben Sie schon Karten?“

„Nein, die krieg' ich aber.“

Der Baumeister stand auf.

„Also schön! Wo treffen wir uns?“

„So wie gestern, im Imperial-Café“, meinte Frieder Ward, „um halb zehn. Ist es Ihnen recht?“

„Gewiß“, nickte der andere, „natürlich große Gala.“

„Ja“, sagte Wand, „Frack ist am besten ... 's wird ja da nicht so genau genommen, aber ich finde immer, man fühlt sich selbst am wohlsten, wenn man richtig angezogen ist.“

Bäuermann zog seinen Pelz an, Frieder Ward half ihm hinein, obwohl der andere, der bedeutend älter war, es ablehnte. Dann fuhr Ward ebenfalls in seinen Mantel.

„Ich muß auch fort. Ich fahr' Sie erst nach Ihrem Hotel, oder wohin Sie sonst wollen.“

Die beiden Herren gingen durch das Kontor, wo zwei junge Mädchen und ein Lehrling arbeiteten.

„Ich komme gegen Abend noch mal vorbei, Fräulein Erler“, wandte sich Ward zu der älteren Kontoristin. „Auf Wiedersehen!“

*

Eine klare, kalte Wintersonne lag über der märkischen Landschaft, als Frieder Ward die Chaussee nach Maltitz hinauffuhr. Die Pappeln waren bereift und standen wie hohe silberne Leuchter rechts und links am Weg. Schnell glitt Wards kleiner amerikanischer Wagen über die blanke Straße zwischen den stattlichen Bauernhäusern, deren letztes dem Ziegeleibesitzer und Landwirt Karl Tattenbach gehörte.

Ward fuhr in den großen Hof und sah drüben vor dem Hühnerhof Melitta stehen, die das Federvieh, die Hühner und Tauben, die Putenschar und – es ging nicht anders – auch einen Schwarm Sperlinge fütterte. Er ging zu ihr, sie begrüßte ihn lachend; auf dem Gesicht des Mädchens sah man die Freude über den Besuch.

„Du warst so lange nicht mehr hier, Frieder!“ Sie hielt seine Hand einen Augenblick. „Vater hatte schon ordentlich Sehnsucht nach dir!“

„Und du nicht?“ neckte er sie.

„Ich ...“, sie zuckte lächelnd die Achseln, „ich hab' zuviel anderes zu tun.“

„Na ja“, meinte er, „ich will ganz offen sein; ich wär' vielleicht auch heute noch nicht gekommen ... das Geschäft läßt einen ja nicht los. Und wenn man jetzt in dieser Zeit so 'ne kleine Glückssträhne faßt, die muß

man festhalten. Aber heute habe ich ein Geschäft gemacht, das muß ich sofort erzählen: eine Million Steine! Und an wen? An Bäuermann in Magdeburg. Das ist so gut, als hätte ich das Geld schon in der Tasche!“

Ihr helles Gesicht war ganz Freude und Teilnahme an seinem Erfolg.

„Da wird sich Vater freuen! Er hat mir gestern erst geklagt, die Lager wachsen immer mehr an, und er kriegt’s nicht fertig, von unseren Leuten welche zu entlassen.“

Plaudernd gingen sie ins Haus. In der großen Stube, die noch ihren bäuerlichen Charakter bewahrt hatte, saß Karl Tattenbach an dem riesigen Kachelofen und las in der landwirtschaftlichen Zeitung. Er war ein nicht großer, aber breiter und schon etwas korpulenter Mann, der sich bei Wards Anblick rasch erhob.

„Also sieht man dich auch mal wieder, Junge? Diesmal hast du uns aber lange warten lassen!“

Und auf Frieders Erklärung lachte er nur.

„Is ja alles ganz schön. Aber was nützen mir alle Geschäfte? Die Hauptsache bleibt doch der Mensch! Dich will ich haben! Dich woll’n wir hier bei uns sehen!“

Mit einem frohen, stolzen Gefühl ging Ward zwischen Vater und Tochter in das Eßzimmer, wo schon der Tisch gedeckt stand. Die Suppe wurde aufgetragen – der Wirtschaftler und die erste Magd saßen nach altem Brauch mit am Tisch – und Melitta füllte die Teller.

„Wo baut denn der Bäuermann?“ erkundigte Tattenbach sich.

„Eine ganze Siedlung hat er in Auftrag, bei Buckow.“

„Das is’n Kerl. Wenn irgendwo ’ne große Sache is, er kriegt sie!“

Ward lachte.

„Da muß man natürlich auch etwas Besonderes tun. Ich hab’ ihn für heute abend eingeladen zum Filmball.“

Melitta blickte interessiert auf.

„Nanu! Seit wann gehst du zum Ball, Frieder?“

Aber Tattenbach kam dazwischen: Das käme gar nicht darauf an, für die Kundschaft muß man sich schon mal opfern!

Und Ward sagte lachend zu Melitta:

„Komm’ doch mit, Mädchen!“

Sie schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ich kann nicht. Ich fühl’ mich auch nicht wohl auf solchen großen Festen. Ich komme mir da immer so überflüssig vor. Man kennt niemanden, und wenn schon wer kommt, der einen auffordert, dann weiß man nicht, was man mit ihm reden soll. Und dann – du gehst doch mit einem Geschäftsfreund hin! Der will sich amüsieren ... und du vielleicht auch!“ Sie sah ihn schelmisch an.

„Ich? Ich hab’ mehr zu tun! Wenn ich’s nicht aus Geschäftsgründen täte, brächten mich keine zehn Pferde hin! Ja, und was ich sagen wollte, Herr Tattenbach: Die halbschweren Steine führen sich doch immer mehr ein. Haben Sie damals, als Sie die Ziegelei kauften, haben Sie da schon gewußt, daß hier so große Braunkohlenvorkommen sind?“

Aus Tattenbachs dunkelgrauen Augen blitzte der Schalk.

„Gewußt, ja; aber ich habe nicht darüber gesprochen. Ich bin manchmal da spazierengegangen. Und hab’ mir den Boden angesehen. Die Kohle lag beinahe zutage. Und ich hab’ mich erkundigt, wie das mit dem Mischverfahren ist – und was die Maschinen kosten ... und dann – hab’ ich die Klitsche gekauft!“

„Aber der Vorsitzende wußte nichts davon?“

Tattenbach hob die Schultern.

„Weiß ich nicht. Jedenfalls war er nachher ärgerlich. Ich hätt’ ihn übers Ohr gehau’n, und das is ja wohl auch so. Der Dumme fällt immer ’rein!“

„Aber Vater“, meinte Melitta, „schön war das doch nicht von dir!“

„Nö“, machte er, „aber schön is es, daß du heute ’nen wohlhabenden Vater hast! Sieh mal, wie ich so anfang, da hatt’ ich gar nichts außer meinem Hof. Und auf dem Hof war’n ’ne ganze Menge Schulden. Na, da haben wir beide, deine Mutter und ich, gerackert und gearbeitet und jeden Groschen dreimal umgedreht. Natürlich ’n bißchen Verstand gehört auch dazu ... Und dann is ’s so ganz allmählich mehr geworden. Wo Tauben sind, fliegen welche zu!“

Sie lachten alle drei. Als Frieder Ward sich erhob, fragte Tattenbach erstaunt:

„Gehst du schon, Junge? Ich dachte, du würdest noch ’n Glas Rotwein mit mir trinken. Ich hab’ neulich ’n Burgunder gekauft ... na, ich sage dir, der hat Vater und Mutter!“ Er schnalzte mit der Zunge.

Ward drohte mit dem Finger, als er erwiderte:

„Herr Tattenbach! Was sagt der Doktor dazu?“

„Er verbiet’ ’n mir. Aber der verbiet’ mir alles. Das einzige sind Badereisen nach Karlsbad oder Marienbad ... die erlaubt er!“

Melitta streichelte ihres Vaters Hand, auf der die Adern in blauen Strängen deutlich waren.

„Du bist doch sonst so gescheit, Papa. Wie kann man bloß in dem einen so unvernünftig sein!“

Tattenbach hob lächelnd die Hände.

„Wenn man schon in allem so vernünftig ist, muß man doch wenigstens eins haben, wo man unvernünftig ist! Und übrigens: Wenn man in meine Jahre kommt – ich bin doch nun bald sechzig! –, da ist der Burgunder die reine Verjüngungskur! Du weißt doch, wie Wilhelm Busch sagt: ›Rotwein ist für alte Knaben eine von den besten Gaben!‹“

Er ging mit Frieder Ward hinaus. Der verabschiedete sich an der Tür von Melitta.

„Aber diesmal bleibst du nicht wieder so lange weg!“ lächelte sie.

„Ganz bestimmt nicht! Und dann erzähl’ ich dir, wie ich mich auf dem Filmball amüsiert habe!“

*

„Das ist ja das reine Zaubermärchen!“ wunderte sich der Baumeister, als er und Ward in den Hauptsaal der Philharmonie traten. „Ich muß gestehen, so viel schöne Frauen und so einen Glanz von Schmuck und Toiletten, das hab’ ich kaum wo gesehen! Tanzen Sie denn, Herr Ward?“

„Das kommt darauf an ... wenn mir etwas sehr gefällt ...“

„Unter ›etwas‹ versteh’n Sie ’ne Dame?“

Ward nickte und winkte mit den Augen nach einer Loge hin, aus der sich eine nicht große Frau von berückender Anmut beugte. Sie war so „bescheiden“ angezogen, wie Bäuermann sagte, daß man den Rücken fast bis zum Gürtel sah.

„Geschmack haben Sie, lieber Ward!“ meinte der Baumeister. „Schade, daß man den goldenen Engel nicht näher kennenlernen kann!“

„Hedda Montes heißt sie und ist – glaub’ ich – augenblicklich die höchstbezahlte Filmschauspielerin. – Übrigens trägt sie heute ihren

sagenhaften Perlenschmuck. Es wird behauptet, daß dafür ein bekannter Großindustrieller mehr als eine Million bezahlt haben soll.“

Bäuermann schüttelte den Kopf.

„Das sind Summen! Da kommt sich unsereiner ganz klein und häßlich vor! Ist sie denn wirklich so 'n großes Talent?“

Ward zuckte die Achseln.

„Ich kann's vielleicht nicht so beurteilen, ich komm' selten ins Kino! Aber gerade die Montes hab' ich ein paarmal gesehen. So etwas von Grazie und Vornehmheit im Spiel! Die Frau sagt mit einer Handbewegung mehr, als wenn andere mit dem ganzen Körper agieren. Und wenn immer die Rede davon ist, daß eine Frau einen Mann, den sie liebt, mit ihren Augen anstrahlt ... bei der Montes ist das wirklich der Fall! Sie ist zärtlich und leidenschaftlich, abweisend und hingebungsvoll, drollig und natürlich, eine ganze Skala von Empfindungen, und alles wechselt bei ihr so leicht und ungezwungen, man kommt aus dem Erstaunen nicht heraus!“

Der andere sah ihn mit hochgezogenen Brauen an.

„Sie scheinen ja da recht gut unterrichtet zu sein, mein lieber Herr Ward!“

Der Jüngere lachte hell auf und erschrak im selben Moment über seine laute Heiterkeit. Die Frau in der Loge war aufmerksam geworden und sah ihn an.

Frieder Ward war ein großer, tadellos gewachsener Mann. Er war zweiunddreißig Jahre alt, sah aber jünger aus; besonders durch seine Haltung, der jede, auch die kleinste Nachlässigkeit fehlte. Sein Gesicht, nicht schön – dazu war es zu grob geschnitten – besaß dafür klar gezeichnete Züge und ein ungewöhnliches Maß von Sicherheit des Ausdrucks. Seine braunen Augen sprachen von Mut und Selbstvertrauen. Und das Haar, das eine merkwürdig braune Farbe hatte, lag glattgestrichen an dem großen, wie in Stein gemeißelten Kopf.

Hedda Montes sah ihn noch immer an. Ein sanftes Erröten ging über ihr Gesicht bis an die Stirn. Jetzt hob und senkte sie den kleinen Schildpattfächer – wie Ward meinte – zu ihm hin. Und da in demselben Augenblick die Musik einen englischen Walzer intonierte, trat Frieder Ward näher an die Loge und bat die Frau, die ihn anlächelte, um den Tanz. Wie auf Flügeln glitten die beiden durch den Saal. Sie war reichlich einen Kopf kleiner als er, ihr Haar, von einem natürlichen

Aschblond, hing in kurzen Locken auf den weißen Nacken. Und sie ruhte, da er sie so fest und ohne Mühe führte, in seinem Arm, an seinem Herzen, wie geborgen.

Nachdem der Tanz zu Ende war, führte er sie bis zum Eingang ihrer Loge, und als er mit einer Verbeugung von ihr Abschied nehmen wollte, bat sie ihn, an ihren Tisch zu kommen.

Er entschuldigte sich damit, daß er mit einem Bekannten hier wäre. Die schöne Frau lächelte liebenswürdig und sagte:

„Dann müssen wir eben zwei Plätze frei machen!“

Um den ovalen Tisch in der Loge saß eine Anzahl Menschen, Männer und Frauen von der Bühne, vom Film, aus der Gesellschaft. Die Männer mit Ordensbändern auf dem Frack und der weißen Hemdbrust, die Frauen in bunten Kleidern mit blitzenden Juwelen und dem Lächeln des Vergnügens auf den geschminkten Lippen.

Aber dieser Kreis versank und wurde fast unwirklich vor der einzigartigen Erscheinung der Hedda Montes. Sie trug ein Kleid aus Goldstoff mit dunkelgrünen Bändern, die von oben über die Figur herniederfielen und mit Veilchensträußen angesteckt waren. Das war ein apartes, von einem Künstler komponiertes Kleid, das nichts mit Mode oder Schneiderei zu tun hatte. Ein Gedicht, ein Lied aus dem Walde, und darüber wie Aquamarine die strahlenden blauen Augen in dem rosig erglühten Gesicht.

Frieder und sein Freund wurden den Herrschaften vorgestellt. Man sprach, man plauderte vom Film, vom Theater, Lachen und Scherz und wieder Lachen.

Dann lag abermals Heddas Arm auf dem seinen, der ihre Taille umschloß. Und hingegeben einem Gefühl, einer Leidenschaft, die sie wie ein von hoher Sonne überflammt Strom trug, glitten sie durch den Saal.

Diesmal hörte der Tanz auf, als sie an dem ihrer Loge gegenüberliegenden Ende angelangt waren. Frieder gab Hedda den Arm. Aber sie dirigierte ihn mit unmerklicher Kraft nicht nach links, wohin der Weg gehen mußte, nein, rechts in die oberen Logengänge. Da ließen sie sich irgendwo nieder. Hedda bat um ein Glas Sekt. Als der Kellner es brachte, tranken sie sich zu, und sie sagte:

„Auf Wiedersehen!“

Er sah sie an. Und seine braunen Augen antworteten begeistert: Ja! ... bald! ... bald! ... Sonst sprachen sie Gleichgültiges. Sie fragte nach seinem Beruf und was er triebe. Doch ohne viel auf seine Antwort zu hören. Ihre Augen hingen immerfort an ihm, als könne sie sich nicht satt sehen an seiner Person und an seinen bronzebraunen Zügen.

Ihm ging es ebenso. Was bedeuteten Worte in dem Augenblick, da er zum erstenmal, hingerissen von einer unwiderstehlichen Passion, sich einer Frau zuneigte? Er griff nach ihren Händen, und die erwiderten sein stummes Geständnis.

Dann gingen sie wieder hinüber, setzten sich in der Loge zwischen die anderen, Frieder Ward an des Baumeisters Seite. Niemand konnte ahnen, daß unter der geführten leichten Konversation noch immer der tiefe, unversiegliche Strom hinfloß, der Frieder Ward und Hedda Montes zu anderen Ufern trug.

2. Kapitel

Frieder Ward war gewohnt, früh um sieben aufzustehen, sein Bad zu nehmen und dann ins Büro zu gehen. Dort trank er meist erst Kaffee, den ihm Fräulein Erler auf einer kleinen Karlsbader Maschine kochte.

Am Morgen nach dem Filmball blieb er noch im Bett, obwohl er völlig wach war. Heute war Sonntag. Frieder Ward reckte seinen großen Körper mit unendlichem Behagen. Er versuchte, in der matten Dämmerung des verdunkelten Zimmers sich in seinen Empfindungen zurechtzufinden. Da war plötzlich etwas, was vorher nicht da war, was er nicht gekannt und was er vielleicht nicht einmal für möglich gehalten hätte: Ein anderes Leben hatte von dem seinen Besitz ergriffen! Eine Frau ... ein Mädchen ... ein Mensch, so unwirklich wie aus dem Märchen ... Frieder Ward kam sich vor wie einer, der etwas unendlich Kostbares geschenkt bekommen hatte, von dem er nur noch nicht recht weiß, was er damit anfangen soll.

Er sprang aus dem Bett. Solche Zustände der Ungewißheit und der Erwartung waren ihm unerträglich ... Dann ging er in seinem blauen Pyjama durch die Portiere ins Wohnzimmer, das, grau und frostig, ihn ganz wach machte. Er drehte die Heizung an und ging ins Bad. Still im Wasser liegend, fand er sich allmählich zurecht: Er hatte eine Frau kennengelernt und hatte sich in sie verliebt – zum erstenmal in seinem Leben hatte er sich wirklich verliebt! Das war die klare, unbestreitbare Tatsache. Das machte ihn glücklich.

Er sah das Mädchen vor sich, dieses – wie ihm schien – unvergleichliche Bild von Huld und Anmut. Er hatte nur den einen Gedanken, den einzigen Wunsch: die Zeit vorzurücken, die Stunden zu verscheuchen, die ihn von dem Wiedersehen mit ihr trennten. Sie hatte ihn zu Tisch eingeladen in ihre Villa in Birkental. Und als sie sich trennten, da drängten sich die Leute zwischen sie ... Aber er fand es charmant, daß ihre Bekanntschaft so still und lautlos ganz zwischen ihnen beiden geblieben war.

Nun überlegte er lange, ob er einen dunklen oder grauen Anzug wählen sollte. Schließlich entschied er sich für einen hellgrauen, dessen Jackett besonders gut saß. Dann lächelte er über seine Eitelkeit, die lag ihm sonst fern. Er ging hinüber ins Büro und setzte sich in den hartgepolsterten Ledersessel vor dem Schreibtisch. Heute kam Fräulein

Erler nicht wie sonst mit dem Kaffee. Ward atmete tief voller Befriedigung; er hätte auch niemand sehen mögen. Er wollte allein, ganz allein sein mit der Frau, nach der er sich sehnte.

Da läutete das Telefon. Er hob den Hörer ab, unwillig über die Störung. Ein Bekannter forderte ihn auf, gemeinsam zum Essen zu gehen. Ward bedauerte und dachte mit glücklichem Lachen, wie herrlich er seinen Tag heute erleben wollte! Während er den Hörer hinlegte, fiel ihm Melitta ein, und er verglich sie mit der anderen, von deren Schönheit sein Herz bebte.

Er zog den Schreibtischkasten auf, da lag Melitta Tattenbachs Fotografie. Sie hatte sie ihm einmal geschenkt, er hatte sie geschmackvoll in Silber rahmen lassen. Aber er konnte sich nicht entschließen, sie auf seinen Schreibtisch zu stellen. Jetzt nahm er das Kabinettbild und betrachtete es eingehend. Er fühlte: Das war eine kalte, grausame Prüfung. Melitta stand deutlich vor ihm mit dem gewohnten freundlichen Gesichtsausdruck. Sie war für eine Frau nicht klein. Und gut gewachsen. Hatte zierliche und doch kräftige Hände und kleine Füße, auf denen sie sehr sicher stand und ging. Und so zuverlässig wie die ganze Erscheinung, war auch ihr Gesicht, besonders der Blick ihrer sanften, lichtblauen Augen. Dieses Gesicht wirkte ein bißchen ausdruckslos infolge der hellen Haare, die an den Augenbrauen und Wimpern allzu unauffällig blieben; sonst war es fein geformt: eine gerade, nicht zu große Nase, ein fest und sicher geschlossenes Lippenpaar. Der Kopf war mehr rund und energisch im Kinn betont – ein merkwürdiger Gegensatz zwischen der Sanftheit und Milde, die über der ganzen Erscheinung wehte, und dem Eindruck einer zielbewußten und unverrückbaren Energie, die man bei längerem Hinsehen und besonders dann von ihr gewann, wenn sie mit leichtem Anheben des Hauptes zu sprechen anfang.

Frieder Ward hatte in Melittas Nähe immer ein klares, offenes, freundschaftliches Empfinden. Vielleicht war zuviel Verwandtes in ihnen beiden, und eine zu starke Seelengleichheit bestimmte ihre Charaktere.

In diesem Augenblick kam es dem jungen Mann vor, als ob nie auch nur die geringste Verbindung zwischen Melitta und ihm bestanden hätte. Und er war dessen froh. Wie, wenn er – wie das ja nicht selten ist – sich durch die Gewohnheit zu ihr hätte ziehen lassen und jetzt mit ihr verlobt oder gar verheiratet gewesen wäre?

Er legte das Bild wieder in den Schreibtisch. Er fühlte sich leicht und froh und sehr glücklich über seine Unabhängigkeit. Dann überlegte er ... Aber sein Herz war so ganz erfüllt von der Vorstellung der angebeteten Frau, daß er an nichts anderes denken konnte. Er stieg in seinen Wagen und fuhr nach Birkental. Das lag auf dem Weg nach Strausberg in einem jener sanften Täler, in denen früher die Mühlräder rauschten und wo jetzt kleine Restaurants und Hotels sich den Ausflüglern öffneten. Da kehrte er in einem romantischen Winkel ein.

Die Gründe waren verschneit, die Sonne lag strahlend darüber, die Tannen standen leuchtend von Silber und Gold auf Höhen und Hängen. Dazwischen gluckste der Bach, den das Eis an beiden Rändern festhielt.

Frieder Ward war ein Landkind. Er kannte die Erde, und die winterliche Pracht tat seinem Herzen wohl. Ihm war, als wenn alles, was er um sich her sah, was um ihn leuchtete und blitzte, nur die wundersame Kulisse zu dem Drama wäre, in dem er selbst zum erstenmal die große Rolle des Liebenden spielte. Er fühlte sich hinaufgezogen in das strahlende Himmelsblau, zu den Seligen, denen alles gleich ist und für die alles versinkt im Glanz und in der Schönheit ihrer Leidenschaft. Dann saß er wieder im Wagen und fuhr über die glitzernd blanke Straße hin zu ihr, die ihn mit derselben Ungeduld, voll heißer Freude erwartete.

Ward war doch überrascht, als er seinen Wagen vor Hedda Montes' Villa anhielt. Das war ein Schloßchen im friderizianischen Stil. Die lichte Steinfassade mit Amoretten und Festons geschmückt und die Gitter vor den Fenstern und die Balkone in heller Bronze glänzend. Das Rosenparterre in dem sanft ansteigenden Vorgelände lag noch mit eingebundenen Stöcken am Boden. Doch zwischen dem verhüllenden Stroh sproßten schon die Schneeglöckchen aus der Erde und verkündeten in dem sonneblitzenden Garten des Frühlings nahe Ankunft.

Ein Diener in sportlicher Livree öffnete das geschmiedete Tor, und eine Koppel schottischer Terrier blieb wachsam in der Ferne und schimpfte auf den Ankommenden. Er versuchte, die kleinen grauschwarzen Rauhbautze an sich heranzulocken. Umsonst! Sie gaben ihr Mißtrauen nicht auf.

Dann saß er in einem weißen Gemach, dessen deckenhohe Fenster nur durch zarte Schleierwolken gedämpftes Licht hereinließen, Hedda gegenüber und versuchte, mit ihr zu plaudern. Er versuchte – aber es gelang ihm nicht. Er hatte ihr die Hand geküßt, linkisch wie ein Tertianer in der ersten Tanzstunde. Sie sah ihn an, und ihre Augen leuchteten

blaustrahlend, wie in der Minute, da sich ihre Blicke zuerst begegnet waren. Dann fragte sie ihn, ob er rauchen wolle.

Er dankte: Jetzt nicht.

Aber einen Cocktail?

Nicht gern vor dem Essen, man verdirbt sich so leicht den Appetit.

Hedda lachte.

„Schade! Da kann ich nicht mal meine größte Kunst zeigen!“

„Ich denke, die erscheint auf der Leinwand!“

„Das ist mein Beruf ... aber einen richtigen Champagner-Cobbler oder einen Apfelsinenflip mischen, das ist hohe Kunst!“

Er sah sie lächelnd an.

„Dann muß ich es versuchen!“

„Und was möchten Sie haben?“

Er hob die Schultern.

„Ich kenn' mich da noch nicht aus.“

„Etwas mit Erdbeeren vielleicht?“

Er schwankte.

„Oder doch etwas Herzhaftes?“

„Ja, lieber.“

„Also, dann passen Sie auf!“

Sie klappte die Ebenholzplatte der in rotem Marmor gearbeiteten Bar zurück, die an der Hinterwand des Zimmers stand. Da waren im bauchigen Glas eisgekühlte Tomaten; die wurden mit Arrak gespritzt und ein paar Tropfen Angostura hinzugegeben. Darüber ein leichtes Bad von Kognak und zum Schluß das Ganze mit einer halben Flasche Sekt gelöst.

Hedda servierte das Getränk, und Frieder Ward kam aus der Verwunderung über den Wohlgeschmack nicht heraus.

Sie stieß mit ihm an.

„Auf gute Freundschaft!“

Doch er trank noch nicht. Er überlegte einen Augenblick und meinte:

„Freundschaft zwischen Mann und Frau ... nein ... das gibt es nicht!“

Sie sah ihn fragend an und sagte leise:

„Auf was denn?“

Er antwortete nicht. Er tauschte nur den Becher mit ihr, den schon ihre Lippen berührt hatten, und trank den Rest im langen Zug.

Aber als sie seinen Becher wegnahm, ergriff er ihren Arm, von dem die hellblaue Seide zurückfiel, und küßte ihn.

Sie blieb neben ihm stehen. Ihre Brust hob und senkte sich. Und beide hörten ihren Atem. Sie stellte den Becher, der noch in ihrer Hand war, auf die Glasplatte des Nickeltisches und klingelte.

Als die Suppe serviert wurde, wußte er gar nicht, was er aß. Auch was es nachher gab, vom Haselhuhn bis zur Marasquinobombe – und Hedda Montes' Küche war in Filmkreisen berühmt – kam ihm kaum zum Bewußtsein. Er aß, es schmeckte ihm ausgezeichnet, aber was er eigentlich genoß, was ihn mit so unbeschreiblichem Wohlgefühl und mit heißem Glück erfüllte, das war die Nähe dieser Frau.

Erst als sie beim Kaffee saßen, kamen sie wirklich zum Plaudern. Und nun wollte sie mit einem Interesse, das er jedem anderen verargt hätte, alles mögliche aus seinem Leben wissen. Ihr Vater war Oberstleutnant gewesen, war im Krieg gefallen, und die Mutter hatte in der Inflation ihr Vermögen verloren. Es war der Witwe nicht leicht geworden, ihrer schönen Tochter die Erziehung zu geben, ohne die auch ein Mädchen schwer etwas erreichen kann. Sie sprachen darüber, und Hedda meinte:

„Es ist so selten, daß man einen Mann findet, mit dem man sich vernünftig unterhalten kann!“

„Wäre es nicht unhöflich, so würde ich dasselbe von den Frauen sagen“, erwiderte Frieder artig.

„Aber nein! Frauen haben, selbst wenn sie dumm sind, einen gewissen Instinkt, der beinahe wie Witz oder Geist sein kann ... und dann ... die Frau ist immer das, was der Mann aus ihr macht! Aber wenn eine Frau etwas aus einem Mann machen soll, so muß er wenigstens das Material mitbringen.“

Er lachte und nahm sie wieder bei den Armen, zog sie hinüber zu sich.

„Hab' ich Ihnen das erlaubt?“ Sie drohte ihm lächelnd.

„Nein ... ich mir!“

„Seien Sie doch vernünftig, und erzählen Sie mir lieber etwas.“

„Von mir?“

„Ja. Wer sind Sie eigentlich?“

„Ich bin ein Bauernjunge!“ Er warf den Kopf hoch, als wolle er sagen: nun gerade!

Sie nickte.

„Ich liebe die Erde und die, die auf ihr arbeiten.“

„Meine Eltern waren Tagelöhner und starben in kurzer Folge. Die Gemeinde mußte für mich sorgen, und ich wäre im Armenhaus aufgewachsen, wenn mich nicht meine verstorbene Pflegemutter zu sich genommen hätte.“

„Und dann?“ Die schöne Frau hörte interessiert zu.

„Na, ich blieb da, wo ich war und wo ich heute noch hingehöre. Der alte Tattenbach, mein Pflegevater, ist ein sehr gescheiter Mann, ein Bauer, der aber mit seiner Intelligenz alles begriffen hat, was für einen Großziegeleibesitzer und mehrfachen Millionär nötig ist.“

„Und bei dem arbeiten Sie?“

„Ja, dessen Stadtgeschäft und Steinverkauf leite ich, ein ganz prosaischer Beruf ... und ein Mensch, der hier in dieses Milieu gar nicht reinpaßt, nicht wahr?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Das sind zwei Dinge, die nichts miteinander zu tun haben.“

Sie sahen sich an. Und vergaßen, worüber sie sprachen. Und küßten sich.

Später fuhren sie in Heddas blauer Limousine in das vom Schnee blendend helle Land.

„Ich komm' mir vor wie verzaubert.“ sagte er. „Aber das ist ja alles nur Traum! Wenn ich aufwache, bin ich wieder in meiner kalten Steinwelt allein!“

„Du brauchst ja nicht aufzuwachen!“ Und sie rezitierte Griesebachs schönes Gedicht:

„Tannhäuser war ein Ritter jung,
Wollt' Lieb' und Lust gewinnen.
Da ging er in den Venusberg,
Blieb sieben Jahre drinnen!“

Er nickte froh. Aber sie sah ihn zweifelnd an.

„Wirst du es so lange aushalten?“

„Mit dir – immer!“

3. Kapitel

Eines Morgens rief Melitta bei Ward an, sie bäte ihn sehr, doch hinauszukommen nach Maltitz, ihr Vater hätte Schwierigkeiten mit den Arbeitern gehabt, und er sei nicht recht auf dem Posten.

Das war für Frieder Ward eine große Enttäuschung, denn dieser Tag sollte ganz seiner Liebe gewidmet sein. Hedda wollte sich gleich nach der Probe mit ihm treffen, dann wollten sie hinausfahren in die winterliche Mark, nach Paretz, und dort essen.

Was blieb ihm jetzt übrig, als sich bei ihr zu entschuldigen? Ihm bangte ein bißchen davor. Er wußte, wie sehr verwöhnt solche Lieblinge des Publikums sind. Und sie kannte ihn ja noch so wenig! Sie konnte nicht wissen, daß er jede Verabredung pünktlich einhielt und daß im anderen Falle der Grund seiner Absage den Tatsachen entsprach. Aber erfreut hörte er am Telefon, daß Hedda gar nicht zweifelte. Im Gegenteil, es schien ihm fast – und er empfand das wieder als kleine Enttäuschung –, daß sie ganz froh war, sich erst später mit ihm zu treffen.

„Ich kann’s ja gar nicht erwarten, bei dir zu sein!“ seufzte sie. „Aber du glaubst nicht, was unsereins alles zu tun hat! Da sind zwei Kostüme für den nächsten Film, die muß ich anprobieren, und das ist nun die fünfte Sitzung bei Seiner Majestät, dem Schneider! Morgen? – Nein, morgen muß ich ins Atelier, mir ansehen, was wir gestern aufgenommen haben ... und Direktor Kluge wollte mich auch noch sprechen ... und wenn der erst mal anfängt, hört er so leicht nicht mehr auf.“ Sie machte eine kleine Pause. „Wann bist du wieder in Berlin, Liebling?“

„Nachmittag um vier ... vielleicht auch früher.“

„Also komm’ um vier und hol’ mich ab. Und jetzt verzeih, der Schuhmacher ist eben da, und ich weiß schon, es stimmt wieder nicht ... ich hab’ so große Füße!“

Er lachte.

„Du? Soll ich dir Komplimente machen?“

„Untersteh’n sollst du dich! Komplimente, die hör’ ich von anderen ... von dir will ich nur Wahrheit, die reine Wahrheit!“

„Und die heißt – Liebe!“ sprach Frieder leise.

Sie blieb einen Augenblick still, dann bat sie, schnell das Thema wechselnd:

„Ach, lach’ doch nochmal! Das klingt wie eine tiefe Glocke!“

„Das kann ich nicht auf Kommando!“

„Schade!“ sagte sie. Dann gab sie ihm einen Kuß durchs Telefon.
„Leb wohl, Liebling!“

*

Ward fuhr nach Maltitz. Melitta war ihm bis zum Eingang des Dorfes entgegengekommen. Er stieg aus, parkte vor dem Gasthaus und ging mit ihr langsam die breite Dorfstraße hinunter nach Hause.

Auf des Mädchens weißer Stirn lag Sorge und Kummer.

„Ja ... es hat irgendwie Streit mit den Arbeitern gegeben“, sagte sie, „die Leute an den neuen Dampfbaggern wollen nicht für den alten Lohn arbeiten, und du weißt doch, Vater läßt sich nicht gern was vorschreiben. Du mußt mal mit den Leuten reden, Frieder!“

Der nickte. Nach einer Pause:

„Na, und was ist mit Vater?“

Melitta antwortete nicht gleich. Sie strich sich über die Augen und sagte gepreßt:

„Ich ängstige mich um ihn ... dieses sonderbare Unwohlsein, was fast einer Betäubung glich ... Heute vormittag nach dem Streit hat er eine halbe Stunde wie tot auf dem Sofa gelegen. Ich laß es mir nicht ausreden: Das ist nicht in Ordnung!“

Sie waren am Haus. Ein Kleinauto stand dort, das dem Arzt gehörte.

„Na, da werden wir ja gleich hören, Melitta!“

Sie traten ins Haus und fanden in der großen Stube den Hausherrn vor seinem Arbeitstisch und ihm gegenüber den Arzt, einen noch jungen Mann, der in Maltitz seine erste Praxis ausübte. Als Frieder und Melitta eintraten, legte Tattenbach schnell die Fingerspitzen seiner breiten Hand auf den Mund. Aber Melitta sah es und meinte winkend:

„Nein, nein, Herr Dr. Winkler, das gibt’s nicht! Ich will wissen, was mein Vater hat ... Ist er ernstlich krank?“

Der schlanke, blonde Mensch, der noch wie ein Student aussah, wiegte den schmalen Kopf und sah dabei Melitta durch die scharfen

Brillengläser freundlich an.

„Was heißt ernstlich, gnädiges Fräulein? Jeder Zustand im menschlichen Körper, der nicht ganz normal ist, ist ernstlich, weil sich Schlimmes daraus entwickeln kann. Ihr Herr Vater trägt seinen Jahren nicht Rechnung, er ist doch immerhin sechzig! Und dann steckt er das Licht an zwei Enden an!“

Tattenbach wehrte ab.

„Ach, lassen Sie doch, Doktor, ich hab's Ihnen ja versprochen, ich will von jetzt an nur noch 'ne halbe Pulle trinken.“

„Ja, wenn Sie's nur befolgen würden, Herr Tattenbach!“

Und Melitta fiel ein:

„Das ist nichts, Papa! Denn bei 'ner halben bleibt's doch nicht. Du mußt eine Zeitlang den Rotwein ganz und gar meiden!“

„Überhaupt den Alkohol!“ meinte der Arzt leise. „Und vor allem diese sinnlose Arbeit. Ich versteh' Sie nicht, Sie sind doch ein vermögender Mann, Herr Tattenbach! Haben Sie es nötig, Ihre Briefe selber zu schreiben?“

Melitta zuckte die Achseln.

„Dazu kann man nichts sagen. Da ist Papa ganz merkwürdig, es kann ihm keiner was recht machen. Manchmal erlaubt er mir gnädig, etwas für ihn zu tun, aber meistens bin ich dessen nicht würdig!“

„Ja“, nickte Tattenbach „verspote mich nur noch! Ich bin schon geschlagen genug!“

Der Arzt hatte inzwischen ein Rezept ausgeschrieben, das er dem Hausherrn reichte, der es seiner Tochter gab.

„Davon nehmen Sie regelmäßig zehn Tropfen nach jeder Mahlzeit auf 'n Teelöffel Wasser oder mit Zucker, wie Sie wollen ... aber vor allem bitte ich Sie: keine Aufregung! Sie haben's doch geschafft im Leben, Herr Ziegeleibesitzer! Was nun noch kommt, das sollten Sie den anderen überlassen!“

Tattenbach lachte. Und als Melitta den Arzt hinausbegleitet hatte, fing er sofort mit seinem jungen Mitarbeiter an zu reden und zu streiten. Frieder Ward, der mit seinen zweiunddreißig Jahren eine unzerstörbare Ruhe besaß, ließ sich geduldig alles erzählen und gab nicht zu erkennen, ob er mit seinem Chef einer Meinung oder ob er anderer Ansicht wäre.

Er hörte zu, zog währenddem sein Taschenbuch hervor und machte sich ein paar Notizen.

„Sind Sie nun fertig, Meister?“ fragte er schließlich.

„Du kannst einen zur Verzweiflung treiben, Junge!“ Tattenbach fuhr sich in komischem Zorn durch sein spärliches Grauhaar. „Da sitz’ ich hier und predige und erzähl’ dir ’ne Stunde lang was vor, und du fragst mich, ob ich nun fertig bin! Natürlich bin ich fertig ... viel mehr, als ihr anderen euch denkt. Hier ... hier!“ Er klopfte gegen die Herzseite. „Hier sitzt es! – Wahrhaftig, ich sag’ dir, ich hab’ genug von der Geschichte! Am liebsten möcht’ ich morgen den ganzen Kram beiseite schmeißen!“

„Das wär’ das Richtige!“ Frieder Ward sah ihn gutmütig an. „Denn was Sie umbringt, lieber Herr Tattenbach, das ist vielmehr die Arbeit als alles andere und das bißchen Rotwein!“

„Ja, siehst du, das sage ich ja auch! Die paar Gläser Rotwein, die können einem Mann wie mir doch nichts anhaben!“

„Na, das möchte ich nun auch wieder nicht so ohne weiteres sagen ... Wenn es bloß ein paar Gläser wären, aber, lieber Meister, es werden doch manchmal auch ’n paar Flaschen, und das ist zuviel! Das hält ’n alter Körper nicht mehr aus!“

„Bin ich denn schon so alt?“ Er stand auf, reckte seine breite Brust und streckte die Arme kraftvoll von sich. „Ich steh’ immer noch meinen Mann! Da kann mancher Junge nicht mit!“

Frieder Ward hob und senkte den Kopf.

„Alles schön und richtig! Aber, Herr Tattenbach, der Mensch ist doch nun mal, wie er geschaffen ist! Sie haben ein Temperament, heute noch, wie wenige. Das ist Ihre Stärke, damit haben Sie’s geschafft im Leben. Aber auch das Gegenteil: Das bringt Sie um, wenn Sie sich nicht allmählich daran gewöhnen und das schöne alte Wort beherzigen: ›Mensch, ärgere dich nicht!‹ Melitta hat mir schon alles erzählt. Die Leute am Bagger wollen fünf Mark die Woche mehr haben. Na, zwei Bagger haben wir laufen, das sind also zwölf Mann, das heißt wöchentlich sechzig Mark mehr. Das spielt doch im Etat gar keine Rolle! Und da stellen Sie sich hin und verzanken sich mit den Arbeitern, auf die man sich doch fest verlassen kann und die längst eine Aufbesserung hätten haben sollen!“

Tattenbach fingerte nervös an den Papieren, die vor ihm lagen, dann schlug er mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Ich hab’ ja gar nichts dagegen! Meinetwegen soll’n sie die fünf Mark mehr haben!“

Ward stand auf.

„Also, lieber Meister, ich glaube, darüber brauchen wir uns nicht mehr zu unterhalten, ich werd’ gleich mit den Leuten sprechen.“

Damit erhob sich Frieder Ward und ging hinaus in das Werk nach der Tongrube, in der die beiden großen, wohl drei Stock hohen Bagger mit knirschenden Geräuschen arbeiteten. Unablässig und gierig bissen die Kiefer des Baggers den Abraum aus der Tonwand. Und zu gleicher Zeit kletterten die Schaufeln mit dem Ton knarrend in die Höhe, um ihn oben in die Loren der Feldbahn zu schütten.

Mit den Arbeitern verständigte sich Frieder Ward gleich.

Trotz seiner gewählten Kleidung und dem überlegenen Auftreten hatten die Leute den hohen, breitschultrigen Mann alle gern. Mit seiner Kraft imponierte er ihnen. Aber mehr noch durch die kluge, ausgeglichene Form, in der er jedem, dem Reichen wie dem Armen gegenübertrat; und vielleicht empfanden sie, daß er aus ihrem Stamm war. Ein Arbeiter wie sie, ein starker, gewissenhafter und gerechter Mensch, der jedem gab, was ihm zukam.

Ward blieb nicht zu lange in Maltitz. Er sah hin und wieder auf die Uhr, die Sehnsucht nach Hedda Montes zog ihn unwiderstehlich fort.

Melitta, die bis zu seinem Wagen nach dem Gasthof mitging, neckte ihn mit seiner Eile.

„Ja, ich hab’ ’ne Verabredung“, lächelte Ward.

„Wohl von dem Ball von vorgestern?“

Er sagte nicht ja, nicht nein. Er hätte um keine Welt mit Melitta von Hedda Montes sprechen können. So zog er sich auf einen Seitenpfad, auf die Sorgen um ihren Vater zurück.

„Du mußt ernstlich mit ihm reden, Mela. Man darf solche Sache bei einem Mann von seinem Alter nicht auf die leichte Schulter nehmen ... nein, nein!“ setzte er beim Anblick von Melittas erschrecktem Gesicht rasch hinzu. „Du sollst dich nicht ängstigen, der Doktor hat ja gesagt, daß es nichts Ernstes ist, das nicht! Aber warum soll man’s erst dahin kommen lassen? – Und vor allen Dingen keinen Ärger, keine Aufregung. Ich bin ja doch sofort da, wenn ihr mich anruft, und ich werde mit den Leuten schon fertig.“

Melitta kämpfte mit den Tränen; ihre Angst um den Vater konnte Ward nicht beschwichtigen. Und dazu kam das beschämende Gefühl, daß der Vater im Unrecht war.

Ward sah das und legte seinen Arm leicht um Melittas Schulter. Er wollte sie trösten. Aber er fühlte, als seine Hand ihre Haut berührte, wie ein bebendes Erschrecken durch ihren Körper ging. Da ließ er seinen Arm fallen, ging schnell die wenigen Schritte zum Auto hin und stieg ein.

„Auf Wiedersehen, Mela!“

Sie winkte ihm nach.

Sie wollte ihm sagen, daß sie auch nach Berlin müßte, Verschiedenes besorgen. Aber sie preßte ihre Lippen fest aufeinander. Um keinen Preis hätte sie ihn ahnen lassen, wie alles in ihr zu ihm hindrängte.

So ging sie langsam wieder ins Haus, sagte dem Stalljungen, er möchte ihr Auto fertigmachen und ging inzwischen noch einmal zum Vater hinein.

„Du willst nach Berlin?“ fragte Tattenbach, indem er, Melitta den Rücken zudrehend, den großen Schrank abschloß. Dem Mädchen kam es vor, als täte er das mit einer unnötigen Eile, gerade, wie wenn er etwas vor ihr verbergen wollte.

„Ja, ich fahre zu Erna“, sagte sie, „vorher muß ich noch etwas für meine Hühnerfarm besorgen.“

Tattenbach lachte.

„Lohnt's denn, Melachen? Oder werden die Eier teurer, als wenn man sie auf dem Markt kauft?“

Melitta lächelte.

„Du kannst dir ja mal die Bücher ansehen ... als mein Kompagnon hast du jederzeit das Recht dazu!“

So trennten sie sich heiter. Melitta ging hinab in den Hof, und als sie zum Tor hinausfuhr, sah sie noch einmal zurück zum Vater, der auf dem breiten Steinbalkon stand.

Sie sorgte sich um ihn, und ihr war, als könne ihm leichter als sonst etwas zustoßen und sie dürfe ihn eigentlich gar nicht verlassen. Aber das Leben ließ keine Zeit, solche Besorgnisse festzuhalten.

Fünf Minuten später dachte sie, die Hände fest am Steuer, nur noch an den, der – anwesend oder abwesend – immer bei ihr war.

Viel zu klug, als daß sie nicht hätte merken sollen, wie eilig Ward es gehabt hatte, fortzukommen, brachte sie unwillkürlich den Filmball dazu in Beziehung. Sie kannte Frieder zu gut und wußte, daß er nicht zu den Männern gehörte, die jeder hübschen Gestalt nachgucken und am liebsten mit jeder anbandeln möchten. Aber schließlich war er ein junger, kraftvoller Mann, hochgewachsen und stattlich, und sie hatte oft genug bemerkt, wie die Frauen ihm nachblickten. Warum sollte er nicht eine Frau kennengelernt und sich verliebt haben? Solche Bälle sind ja dazu eigens geschaffen.

Melitta wurde es plötzlich siedendheiß. Sie nahm die Rechte vom Steuer und knöpfte den flauschigen Fahrmantel am Hals auf. Dabei fühlte sie ihr Herz pochen. Wenn er jetzt bei ihr gewesen wäre – sie hätte ihr Sehnen nicht verbergen können.

So ließ sie ihren Wagen schnell laufen. Das Alleinsein mit sich, das Melitta sonst gut stunden- und tagelang vertrug, wurde ihr heute zur Qual, und sie war froh, als sie ihren Wagen in der Hochmeisterstraße anhielt vor dem großen Eckhaus, in dem Erna Kandelhart wohnte.

„Na, das ist aber nett, das du jetzt kommst! 'ne halbe Stunde später hättest du mich nicht mehr getroffen“, sagte die Frau des Rechtsanwalts nach der ersten Begrüßung „Warte mal ... was ist denn heute? Donnerstag ... nö, wir haben uns doch nicht verabredet?“

Melitta schüttelte den Kopf.

„Ich komme ganz unvermutet, Erna. Einmal muß ich was besorgen, und dann hättest du mich auch nicht ausgehalten heute zu Hause ... er war da, vormittags.“

Erna lächelte.

„Frieder Ward? Konntest du ihn nicht zu Mittag einladen?“

Mit einem tiefen Seufzer sagte Melitta:

„Wahrscheinlich ist er heute bei jemand anders zu Tisch.“

„Bei einer Frau?“ fragte Erna überrascht.

Melitta zuckte die Schultern und erzählte von dem Filmball.

„Und da meinst du, er hätte 'ne Bekanntschaft gemacht, Mela?“

Melitta erwiderte nichts, aber ihr trübes Lächeln war Antwort genug.

„Na, du wirst doch jedenfalls erfahren, wie die Dame heißt, Mela ... das ist die erste Hauptbedingung in der Liebe: Man muß wissen, mit wem man es zu tun hat.“

Mela bewegte abweisend ihr blondes Haupt.

„Das kann ich nicht, Erna, das ist mir nicht gegeben ... einem Mann nachlaufen und womöglich gar spionieren – nein, das bekomme ich nicht fertig!“

Erna Kandelhart sagte erstaunt:

„Das nennst du spionieren? Oder nachlaufen? Na, da muß ich schon sagen, das begreif’ ich nicht! Schließlich hast du doch ein Anrecht auf ihn. Ihr seid zusammen groß geworden, deine Eltern haben ihn erzogen und haben ihn was werden lassen! Er ist euch doch verpflichtet!“

Jetzt mußte Melitta lachen.

„Meinem Vater vielleicht, aber doch nicht mir! Oder würdest du jemand heiraten, der dich nur aus Pflichtgefühl nimmt?“

Die Grübchen in Frau Ernas bräunlichen Wangen vertieften sich, der Schalk blitzte ihr aus den Augen.

„Die Hauptsache ist, ich krieg’ ihn! Wie, daran denkt man später nicht mehr!“

„Nein, Erna, das ist ein furchtbarer Irrtum! Gerade daran denkt man nachher. Eine Ehe, die aus gesellschaftlichen Rücksichten zustande kommt oder womöglich gar aus finanziellem Zwang, auf die verzichte ich ein für allemal. Wer mich haben will, soll mich meiner selbst wegen nehmen!“

Melitta saß, während sie das sagte, in Frau Ernas Wintergarten, eine Gruppe von Blattpflanzen und Palmen bot einen schönen Rahmen für ihre blonde Erscheinung.

Frau Erna war ihr gegenüber damit beschäftigt, ein Wellensittichpärchen zu füttern, das zärtlich miteinander plauderte. Sie blickte dabei verstohlen auf ihre Freundin und sah das graugelbe Kostüm, das, gar nicht vorteilhaft für Melittas zarte Formen, auch im Schnitt nur mäßigen Ansprüchen genügte. Erna Kandelhart, die viel Geschmack besaß, hatte schon häufiger darüber mit der Freundin gesprochen, auch jetzt konnte sie es nicht unterlassen.

„Warum trägst du bloß immer dieses entsetzliche Kleid, Mela?“

„Das? Na, das ist doch noch ganz neu, das hab' ich mir erst vorigen Herbst machen lassen!“

Frau Erna lachte.

„Jedenfalls steht es dir gar nicht!“

„Na, ich hab's doch nun mal! Da muß ich's doch tragen!“

„Ach“, spottete Erna, „für 'ne Millionärstochter bist du merkwürdig bescheiden! Ich an deiner Stelle ...“

„Weißt du, Erna, das interessiert mich so furchtbar wenig! Für wen soll ich mich denn putzen? Der, dem zuliebe ich's vielleicht täte, der kümmert sich nicht um mich, und die anderen sind mir alle so furchtbar gleichgültig!“

Erna trat nahe an die Freundin heran.

„Aber Mela, das ist es doch gerade! Die Männer gucken nicht nach dir – warum? Weil du wie 'ne kleine Vogelscheuche durch die Welt rennst! Du mit deiner Figur und deinem wundervollen Teint! Mit dir kann sich jeder sehen lassen – besonders, wenn du vernünftig angezogen bist!“

Melitta wehrte lachend ab.

„Das ist Unsinn, Erna. Der Wert eines Menschen liegt nicht in seiner Kleidung!“

„Bei einer Frau doch! Sonst könnten wir ja in Sacklenewand gehen!“

Melitta ließ sich nicht beirren.

„Jedenfalls ist das nicht ausschlaggebend ... und ich glaube auch nicht, daß er darauf viel gibt!“

„Darf ich dir nun mal etwas sagen, Mädels? – Du gehörst zu den Frauen, die so gut wie gar keine Menschenkenntnis haben und vor allen Dingen keine Männer kennen. Du machst dir ein himmelblaues Ideal, und danach beurteilst du deinen Auserwählten ... denn die anderen – wie du ja auch selber eingestehst – die interessieren dich nicht. Aber zufällig kenn' ich ja nun Frieder Ward auch schon 'n paar Jahre, und wenn ich auch nicht oft mit ihm zusammengekommen bin – was ein Mann denkt und fühlt, das hat eine Frau bald 'raus, besonders, wenn sie nicht verliebt in ihn ist. Na, und das bin ich ja nun Gott sei Dank nicht.“

Melitta meinte sarkastisch:

„Darf ich vielleicht das Ergebnis deiner Beobachtungen hören?“

Frau Erna nickte.

„Also selbst auf die Gefahr hin, daß du wütend wirst: Frieder Ward ist ein Mann, der sich – darin wenigstens – absolut nicht von den anderen unterscheidet, der einer gutangezogenen Frau immer den Vorzug gibt vor einer, die sich nicht anzuziehen versteht!“

Melitta Tattenbach saß in dem rohrgeflochtenen Sessel und sprach kein Wort.

Und Frau Erna, impulsiv und sogleich bereit, um Verzeihung zu bitten, wo sie verletzt zu haben glaubte, war gleich bei der Freundin, legte ihren vollen Arm um Melittas Nacken und schmeichelte:

„Du wirst mir doch nicht etwa böse sein? Sieh mal, als deine Freundin bin ich doch verpflichtet, dir alles zu sagen, was ich denke, und besonders in solcher ernstesten Sache ... ich möchte dich doch so gern glücklich sehen!“

Melitta schüttelte nur den Kopf, während Erna leise und kosend weitersprach.

Endlich sagte die Lichtblonde:

„Ah weiß ja, du meinst es gut, Ernachen ... aber in solchen Sachen, da kann man keinem helfen, das muß jeder und jede mit sich selbst abmachen. Ich bin doch nun mal nicht so, daß ich mich ihm antragen könnte. Ich muß warten, bis er von selbst kommt. Und kommt er nicht“ – sie hob die Schultern mit einem schmerzlichen Lächeln –, „dann bleib’ ich eben ’ne alte Jungfer!“

4. Kapitel

Um halb vier wollte Frieder Ward zu Hedda hinausfahren. Voll Ungeduld hatte er die Post durchgesehen und unterschrieben. Und dann, schon an der Tür, fiel ihm ein, er wollte Hedda doch noch einmal anrufen. Weshalb, das war ihm selbst nicht klar. Vielleicht aus einer Unsicherheit heraus oder auch nur, um rasch einmal ihre Stimme zu hören. Aber am Telefon antwortete Heddas Jungfer, die gnädige Frau wäre noch nicht zu Hause, und sie solle ihm ausrichten, daß er in die Weinstube von Fröhlich kommen solle ... in der Taubenstraße ... ja, um sechs Uhr, dann wäre die gnädige Frau bestimmt da.

Wards Enttäuschung war so groß, daß er sich nur mühsam zur Ruhe zwingen und ein gleichmütiges Gesicht aufstecken konnte. Was war denn dabei, daß man sich zwei Stunden später traf? Bei einer Frau wie Hedda, deren Beziehungen und Verbindungen so nach allen Seiten liefen, waren solche Verzögerungen gar nicht zu vermeiden. Er schalt sich wegen seiner Unrast, und eine dunkle Ahnung sagte ihm, daß solche Schatten noch oft über seinen und Heddas Weg fallen würden.

Er wollte erst bis zur angegebenen Zeit im Büro bleiben, aber nachdem er eine halbe Stunde gewartet hatte, war ihm das ganz unmöglich. Er fuhr in die Taubenstraße zu Fröhlich, setzte sich dort ans Fenster und blickte auf die Straße, die düster und unfreundlich unter einem trüben Himmel lag.

Dann trat er in das noch ziemlich leere Lokal, betrachtete die Kellner, die warteten wie er, nur nicht mit dem Herzen. Plötzlich überfiel ihn die Sehnsucht nach Hedda mit einer so verzweifelten Heftigkeit, daß er es nicht mehr in der Weinstube aushalten konnte, seinen Mantel anzog, den Hut aufsetzte und hinausstürmte. Er hatte kaum einen Schluck von dem Wein getrunken, den er bestellt hatte ... ja, beinahe hätte er auch noch zu zahlen vergessen!

Er ging um die Ecke in die Friedrichstraße hinein, sah sich um, sah vor- und rückwärts, ob vielleicht Hedda doch schon früher kommen würde. Umsonst! Sie kam nicht. Nun betrachtete er die Schaufenster; er stand vor den Spiegelscheiben und sah kaum etwas von den Auslagen hinter dem blinkenden Glas. Bis ihn ein Juweliergeschäft mit seinen Kostbarkeiten fesselte. Da war ein Damenring, der eine goldene Rose

darstellte, eine künstlerische Arbeit. In dem stilisierten Kelch glühte ein Taubenblut, ein schöner Rubin.

Ward stellte sich Heddas helle Hand vor, von der der Ring sich prachtvoll abheben müßte. Er kaufte den Ring, obwohl er über den Preis erschrak. Und nun empfand er auch wieder die rechte Vorfreude auf das Wiedersehen mit ihr; er zankte mit sich wegen seines knabenhaften Ungestüms.

Als er um sechs Uhr abermals das Lokal betrat, saß Hedda schon an demselben Tisch, an dem er vorher gegessen hatte, und sah durchs Fenster. Es war, als stiege eine rote Glut aus ihrem Herzen herauf bei seinem Anblick. Sie konnten beide kaum sprechen. Sie gab ihm die Hand, die er mit Inbrunst küßte. Dann saßen sie sich gegenüber, und Hedda bestellte das Essen; er wäre gar nicht dazu imstande gewesen.

„Wie kann man bloß so dumm sein und sich so liebhaben!“ sagte sie leise.

Er blickte tief in ihre Augen. Dann meinte sie:

„Und du hast so lange warten müssen, du armes Herz!“

Er nickte. Und sie:

„Ich habe ja immer zu tun ... ich merke gar nicht, wie die Zeit vergeht. Zuletzt hab' ich noch eine Konferenz gehabt mit Kluge ... und der hat's natürlich gemerkt, daß ich weg wollte.“ Hedda lächelte versonnen. „Sie wissen's überhaupt schon alle ...“

„Ach!“ machte er. „Wieso denn?“

Sie streichelte seine Hand.

„Denkst du denn, im Theater oder beim Film kann etwas verborgen bleiben? Aber natürlich, sie haben keine Ahnung, wer du bist, und erzählen die fabelhaftesten Sachen. Du wärst Millionär und Amerikaner und ähnlichen Unsinn. Ob ich dich schon lange kenne, meinte die kleine Friedel Lemke, und ich sollte doch nicht so verschlossen sein, 'rauskriegen würde sie's ja doch! Natürlich habe ich alles abgeleugnet, ich hätte dich auf dem Filmball kennengelernt, wir haben zusammen getanzt, das ist alles!“

Ward nickte. Er konnte die Frage nicht unterdrücken, die in ihm bohrte:

„Und warum kommst du jetzt erst?“

Sie sah ihn an.

„Du armer Kerl! Du hast so lange warten müssen! Aber das geht doch nicht anders. Siehst du, in deinem Beruf, da läuft alles wie am Schnürchen: Du erledigst deine Angelegenheiten pünktlich und weißt immer genau, wann du da oder da sein wirst, aber bei mir ...“

Ward sah Hedda zweifelvoll an.

„Ich kann mich da gar nicht so recht hineindenken“, sagte er zögernd, „unter einer Frau stelle ich mir immer einen Menschen vor, der in der Wirtschaft oder auch im Geschäft eine Pflicht hat ...“

Ihre Mundwinkel schürzten sich spöttisch.

„So Hausmütterchen ... nicht wahr, oder Bürofräulein?“

Er schüttelte den Kopf.

„Nein, das mein' ich nicht!“

Sie nickte.

„Ja, das meinst du doch! Daß eine Frau ein ganz freier und eigener Mensch sein kann, der vollkommen über sich selbst bestimmt, der niemanden zu fragen hat und der sich auch nicht dreinreden läßt in sein Leben und in seine Arbeit ... das kannst du dir nicht denken. Und da hast du armer Kerl nun das Pech und kommst gerade an eine solche Frau.“

Ihre schlanken Finger schoben sich in seine Hand, ihre Augen suchten die seinen, aber er war verlegen. Er wußte nicht recht, was er ihr antworten sollte, denn ... das fühlte er wohl – sie war im Recht! Seine Vorstellung von Frauen und von Weiblichkeit war bisher rein bürgerlich und simpel gewesen, und etwas wie Ahnung und Angst lief durch sein Herz, daß er nicht hineinflinden würde in diese wilde, freiheitliche Welt, in der sie lebte.

Dann erzählte sie in ihrer sprühend lebhaften Weise von dem Film, in dem sie jetzt die Hauptrolle spielen sollte. Das Manuskript wäre nicht sehr gut, aber für sie hatte es eine Bombenrolle.

Von einer peinlichen Empfindung durchweht, sagte er:

„Mit vielen Küssen, nicht wahr?“

Sie lachte leise. „Theaterküsse!“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich glaube, ich darf mir deine Filme nicht ansehen.“

Sie erschrak. Auf ihrem Gesicht, wandlungsfähig wie wenige, erschien diese Furcht vor seiner Eifersucht nicht. Aber sie beschloß doch, ihn nicht durch Ausreden zu begütigen oder hinzuhalten, sondern ihm wenigstens einen Teil der Wahrheit zu sagen:

„Schau mal, es gibt natürlich Unterschiede. Wenn Friedrich Nietzsche gesagt hat: Der Schauspieler ist der geniale Affe, so hat er vielleicht recht, nur das genial, das stimmt nicht immer. Ich will ja meinen Kollegen nicht Unrecht tun, aber Freunde, was man so wirkliche Freunde nennt, habe ich unter ihnen nur wenige gefunden. Im Publikum meint man immer, wir hätten doch einen ganz idealen Beruf ... Ach, das ist ein großer Irrtum! Wieviel Neid und kleinliche Mißgunst, wieviel Streit und Hader gibt es da! Und das ist ja auch verständlich! Da sind in solchem Musentempel eine Anzahl Menschen zusammen, Männer und Frauen, die sich aus Zwang, ja auch aus innerer Notwendigkeit immer anders geben müssen. Und dazu kommt noch etwas, was eben auch nur erträglich ist, wenn man's im Rampenlicht betrachtet. Das ist die Liebe und die Leidenschaft im Stück ...“

Hedda hatte beim Sprechen vor sich hin gesehen. Jetzt hob sie die Augen zu Ward und erschrak. In seine Züge war ein fremder Ausdruck gekommen. Sie konnte noch nicht enträtseln, was der Mann, an den sie so plötzlich und mit solcher Leidenschaft ihr Herz gehängt hatte, was der Mann in diesem Augenblick dachte. Aber sie fühlte, daß er von dem, was sie gesagt hatte, betroffen, erschrocken, vielleicht entsetzt war. Leise erhob sie sich von ihrem Stuhl, glitt um den Tisch und setzte sich links von ihm an die Schmalseite. Ach, sie empfand klar, daß dieser Mann nicht zu den Leichtherzigen gehörte, daß er eine Ausschließlichkeit der Liebe und der Gefühle verlangte. Sie erriet seinen Widerwillen gegen alles Leichtfertige und Unschöne in der Liebe und spürte in seiner Seele die Keuschheit, die bei der Frau das gleiche sucht und sich mit weniger nicht zufrieden gibt.

So kam eine drückende Pause in ihr Gespräch. Etwas war zwischen ihnen aufgerichtet, das sich so schnell nicht beseitigen ließ. Der Mann empfand das ebenso stark und schmerzhaft wie die Frau an seiner Seite.

In dieser Not fiel ihm der Ring ein, den er für Hedda gekauft hatte. Er dachte, daß es nicht der rechte Augenblick sei, ihr ein Geschenk zu geben, und doch konnte er sich nicht anders helfen. Er zog das kleine, in Seidenpapier eingewickelte Lederetui aus der Tasche und legte es vor Hedda hin. Aber in diesem Augenblick erschien der Kellner und brachte das Fleischgericht. Während der schlanke, junge Mann im tadellosen

Frack mit der korrekten Miene ihnen vorlegte, nahm Hedda das winzige Paket vom Tischtuch und legte es in den Schoß, spielte damit und wartete voll Unruhe und Ungeduld auf das Gespräch, wie es sich weiterentwickeln würde. Ihre entschlossene Natur war nicht willens, vor seinem seelischen Widerstand zurückzuweichen. Ihr klarer Geist erkannte deutlich, daß sich nicht so bald wieder die Gelegenheit ergeben würde, den Mann, den sie liebte und der sie noch gar nicht begriff, mit dem Gegenstand ihrer Arbeit, mit ihrer Kunst vertraut zu machen. Er hatte offenbar ganz verschwommene und unklare Ansichten von der Schauspielkunst und ihren Bekennern. Das ging nicht, das durfte nicht so bleiben, wenn sie miteinander gut auskommen sollten! – Auch bei diesem „gut“ überkam sie wieder ein leises Zagen.

Frieder Ward hatte Messer und Gabel genommen und schnitt das Fleisch. Er sagte dabei mit einer gewissen Befangenheit:

„Willst du denn gar nicht sehen, was ich dir mitgebracht habe?“

Sie lächelte, wickelte umständlich – denn sie wollte Zeit gewinnen – das Seidenpapier von dem blauen Lederetui, drückte auf den Schnepfer und ließ unwillkürlich die Hand mit der Kostbarkeit auf das Tischtuch sinken.

„Ach“, sagte sie, „ist der schön!“

Ward war im Nu gewonnen. Ihre Freude war so echt, so überzeugend und so von Liebe durchdrungen, daß er nicht eine Sekunde mehr an die störenden Bedenken dachte, die in ihm aufgestiegen waren.

Aber Hedda wurde ernster. Sie bewegte ein wenig abweisend den Kopf und sagte sehr zart:

„So schön das ist, Frieder, das kostet doch eine Menge Geld!“

Er antwortete nicht, er lächelte nur.

Sie fuhr fort:

„Nein, solche Geschenke darfst du mir nicht machen! Nachdem du mir gesagt hast, was du treibst und was für einen Beruf du hast, da kann ich mir ungefähr vorstellen, was du verdienst.“

„So?“ sagte er und lachte.

„Ja. Aber den behalt' ich.“ Sie steckte den Ring wieder in das weiße Seidenfutter, nahm ihn abermals heraus und schob ihn auf den Ringfinger ihrer rechten Hand. „Der ist zu schön! Aber du mußt mir fest versprechen, nicht wieder so viel Geld auszugeben ... eine Blume, eine

Kleinigkeit, aber nicht solche kostbaren Sachen. Das bringt einen falschen Zug in unser Glück.“ Sie versank in Nachdenken und schwieg.

Er betrachtete die Niederschauende. Er sah in das Oval ihres reinen Gesichts, das mit einer solchen Kunst getönt war, daß Ward jedenfalls die Kunst nicht merkte. Und die Liebe kehrte wieder zurück in sein Herz.

Sie empfand es sofort. So sehr sie oft mit sich haderte, weil sie die Empfindungen ihrer nächsten und liebsten Menschen immer zergliederte und der Wirkung auf sich selbst nachspürte – sie konnte diese Eigenschaft nicht unterdrücken.

„Ich bin sehr glücklich durch dich!“ sagte Ward leise. „Und der Ring ist ein Symbol.“

„Für mich?“

„Ja, für dich!“

Sie lächelte glücklich.

Ward sehnte sich danach, mit ihr allein zu sein, irgendwo draußen, auf einer weiten Ebene, wo nur die Luft, der Atem des Himmels sie umwehte. Es ging ihm mit seiner Liebe, als sei er auf einmal in eine Gegend, in ein Land gekommen, das er gar nicht kannte, das wundervoll berauschend, überwältigend seine Seele umfing und in dem er sich doch nicht zurechtfinden konnte.

5. Kapitel

Die Sonne lag schon im Kampf mit den Wolken und eisigen Stürmen. Der Frühling war noch nicht da. Aber manchmal des Abends schwebte der blaue Duft, der dem Lenz vorausgeht, über den Häusern und in den Parks der großen Stadt. Und der uralte Kampf, den der Lichtgott jedes Jahr wieder führen mußte, füllte die Herzen der Menschen mit Sehnsucht nach neuem Werden und Verjüngen.

„Denn was ist Liebe anderes als Jungsein und neue Jugend erleben?“ sagte Hedda, die mit ihrem Freund in die Garage ging, um ihren Wagen zu holen. „Ach, weißt du, ich möchte mich jetzt mit dir ins Auto setzen und da hinfahren, wo schon der Frühling ist ... Warst du schon an der Riviera?“

Er schüttelte den Kopf.

„Noch nicht, Ich wollte immer, aber man hat ja nie Zeit.“

„Das heißt, man glaubt, man hat sie nicht. Später sieht man, daß es sehr gut gegangen wäre, aber in dem Augenblick hat man wieder keine Zeit ... und so geht das Leben hin ...“

Er mußte lachen.

„Das sagst du mit deinen einundzwanzig Jahren! Nächstens wirst du noch mit dem Kopf wackeln!“

Und sie antwortete voll Humor:

„Ja, manchmal komme ich mir wirklich vor, als wäre ich schon eine alte Frau. Wenn ich die anderen so sehe, wie sie in den Tag hineinleben und nicht daran denken, zu sparen, weder materiell noch geistig ... das versteh' ich nicht! Meine Mutter lacht mich oft aus und sagt, ich soll mir keine Sorgen machen ...“

„Deine Mutter hat ganz recht! Es ist ja lächerlich, wenn so ein junger Mensch wie du, der doch wirklich keine Sorgen hat, sich fortwährend Gedanken macht um die Zukunft.“

„Nein, nicht um die Zukunft“, sagte sie, „über das Heute denk' ich nach. Das ist es ja gerade, was mich wundert, daß die Menschen so in den Tag hineinleben, und darin hast du recht, Frieder: Die, die immer an die Zukunft denken, machen denselben Fehler. Heute lebe ich doch, heute! Darum ist jedes Wort, jeder Gedanke, den ich in diesem

Augenblick habe, so wichtig! Wie kann ich denn richtig handeln und denken, wenn ich immer an gestern und morgen denke?“

Und sie sprach weiter über dieselbe Idee, die sie ganz erfüllte und die er nicht begriff.

„Selbstverständlich denkt man an das Heute“, sagte er, „aber doch auch an morgen! Und wie soll ich meine Entschlüsse richtig fassen, wenn ich nicht aus dem, was ich früher getan habe, meine Lehren ziehe?“

Sie schüttelte ein bißchen den Kopf; sie fühlte, daß sie auch da noch nicht zueinander fanden. Aber – dachte sie – wie können auch zwei ganz fremde Menschen, die sich erst so kurze Zeit kennen, schon in allem Verständnis miteinander haben? Das Sichverstehen wächst mit der Liebe – oder nein? Die Liebe ist da plötzlich, auf einmal, mit all ihrer Glut, mit ihrer ganzen Sehnsucht und Innigkeit! Denn sie ist ja ein Wunder.

„Was grübelst du denn wieder?“ fragte er sie. „Ich glaube, du mußt dir immer über etwas den Kopf zerbrechen!“

Sie lächelte, aber sie antwortete nicht. Und dann gingen sie in die Garage, setzten sich in Heddas schönen stahlblauen Wagen und fuhren hinaus nach dem Filmatelier.

Die Unitas-Filmkorporation hatte ihre Ateliers in Neuendorf. Heddas schneller Wagen brachte die beiden in zwanzig Minuten dahin. Die Komparsen freilich auf der Straßenseite, die mit wehenden Kleidern und Mänteln gegen den Wind kämpften, mußten nach der Stadtbahnfahrt noch eine halbe Stunde über offenes Feld gehen.

Hedda sprach davon mit Bedauern.

„Hast du denn draußen viel zu tun?“ fragte er.

„Wieso? Du wolltest mich doch gern bei der Arbeit sehen!“

Er nickte lachend.

„Ja, das will ich auch! Aber ich denke natürlich jetzt schon daran, was wir heute abend anfangen. Was meinst du?“

Und sie, ein bißchen gleichgültig:

„Das wird sich schon finden. Vorläufig beschäftige ich mich mit meiner Rolle ...“

Und dann waren sie schon da, wo die Unitas-Korporation ihren riesigen Glaskasten in den wolkenüberströmten Märzhimmel hob. Es

war noch eins der Ateliers älterer Konstruktion. Heute bei der Lichtflut der elektrischen Sonnen, die über das Himmelslicht triumphieren, hat man eine solche Glasverschwendung nicht mehr nötig. Im übrigen war der gewaltige Raum mit den modernsten Erfindungen ausgestattet; besonders galt die Tonfilmapparatur dieses Unternehmens unter allen vorhandenen als die beste.

Als Hedda und Ward in das eine Etage hoch liegende Atelier traten, beförderte man gerade ein Auto mit dem Fahrstuhl hinauf. Ward interessierte die Mechanik des Aufzuges, er betrachtete alles eingehend, während Hedda ihm zurief:

„Komm’ doch in zehn Minuten nach ... in meine Garderobe!“

Er nickte und winkte ihr zu. Sprach dann mit den Arbeitern, den Mechanikern, die ihm – den offenbar so enge Beziehungen mit dem Star der Gesellschaft verbanden – gern jede Auskunft erteilten. Er ließ sich die Apparatur des Sprechfilms zeigen und erklären. Ein begeisterter Verehrer aller Technik, war er hingerissen von den vielen Einzelheiten, von der Menge der überraschendsten Erfindungen, die sich hier zu einem Ganzen banden, das es fertigbekam, die menschliche Stimme zu konservieren, sie aus dem Unwirklichen in die Wirklichkeit zu zaubern und sie für die Ewigkeit aufzubewahren.

Dann wollte er Hedda in der Garderobe aufsuchen; auf dem Wege dorthin mußte er an der Kantine vorbei. Ein großer Raum, in dem sich die Komparserie aufhielt. Männer und Frauen, junge und alte, zum großen Teil in bunten Kostümen mit Bärten und Perücken, waffenklirrend oder halbnackt. Wie es die verschiedenen Filme, die augenblicklich gedreht wurden, verlangten.

Ward interessierten vor allem die Menschen, die hier essend und trinkend, lachend und schwatzend auf ihre Aufnahme warteten.

In diesem Augenblick erkannte der Kaufmann Frieder Ward den Lebensunterschied, der ihn von Hedda Montes trennte. Vielleicht sah er ihn nur flüchtig in dem trügerischen Zwielflicht, das, von Tabakswolken und flimmernden Staubstreifen erfüllt, über dem großen Raum schwebte. In keinem Fall nahm er ihn so ernst, wie er es hätte tun müssen.

Und er wollte eben die Kantine verlassen, als ihm zwei Menschen entgegenkamen: der eine als englischer Polizist gekleidet, in gelber Khakiuniform, den Tropenhelm auf dem spitzen Schädel und mit einer Hakennase, die aussah, als wäre sie zu diesem Kostüm geklebt worden; der andere ein Eseltreiber in bunten Lumpen. Die beiden stritten sich.

Der Kleine wollte den Großen, den Engländer, zu irgend etwas überreden oder von etwas abbringen. Sie versperrten dabei den schmalen Weg zwischen den Tischen. Die Komparsen, die dort saßen, wurden aufmerksam, sprachen und riefen den beiden zu. Frieder Ward verstand:

„Ach, das ist Friedelmann, der verdrehte Friedelmann! Was hat er denn nun schon wieder? Seine Rolle ist ihm wohl nicht groß genug? Er will mindestens 'n Maharadscha spielen ... oder 'n Vizekönig von Indien!“

Ward schob sich an dem Paar vorbei, das sich stritt, und er hörte, wie der Polizist rief:

„Heute sag' ich ihr's! Sie muß mich anhören! Sie hat's mir ja versprochen!“

„Aber Friedelmann!“ Der Eseltreiber sprach leise, begütigend auf seinen Kollegen ein. „Sei doch vernünftig! Was hat sie dir denn versprochen? Sie hat gesagt: ›Jawohl, ich will sehen, vielleicht später einmal.‹ Das war alles, und dann ist sie fortgegangen!“

„So? Weißt du das genau? Was du schlau bist! Na, ich werd' sie schon daran erinnern!“

Die Worte verklangen hinter Ward, der schon am Ausgang war und den dieser Streit kaum interessierte.

Dann ging er hinüber in Heddas Garderobe. Sie stand, einen phantastischen Goldputz auf dem aschblonden Haar, in einem Wolkengewand aus dünnen Schleierstoffen in der blendenden Helligkeit des Raumes. Alles schwamm in einem Meer von Licht. Man hatte alle Lampen aufgedreht, um die Wirkung ihres Kleides und ihres ganzen Bildes, das unter der Sonnenhelle der Jupiterlampen entstehen würde, im voraus zu beurteilen.

Frieder Ward, der nie zuvor in einer Schauspielergarderobe und im Filmatelier gewesen war, blendete das viele Licht.

So rettete er sich zu der Frau, die nur der opalene Duft ihres hauchzarten Gewandes umwehte. Sie stand vor dem Riesenspiegel und betrachtete ihn lachend. Und jetzt erst merkte er, daß er im Anfang nicht sie selbst, sondern ihr Spiegelbild begrüßt hatte.

Dann setzte er sich auf den kleinen Brokatsessel und hörte ihr zu, wie sie ihre Rolle memorierte. Eine Minute später kam der Inspizient und rief Hedda zur Aufnahme.

6. Kapitel

Die Fabel des Films, in dem Hedda Montes die Hauptrolle spielte, war im Grunde eine Umdrehung des Goetheschen Gedichtes „Der Gott und die Bajadere“. Lakschmi, die Gütige, die Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, war niedergestiegen auf die Erde; als Nautsch hatte sie hier einen jungen indischen Bauern kennengelernt, in den sie sich verliebte.

Die Handlung begann mit der Szene in einer Herberge und davor. Eseltreiber und Fruchtverkäufer, Gaukler, die auf freiem Platz ihre Künste zeigten, auch Frauen, die der Sari von Kopf bis zu den Füßen verhüllte; über dem dünnen Mantelkleid, das sie mit der Hand zusammenhielten, blickten die großen, mandelförmigen Augen scheu und dunkel in die Welt.

Man hatte schwarzhaarige und brünette Mädchen ausgesucht, hatte ihnen auf die Finger und Fußzehen bunte Ringe gesteckt und Rosetten mit Perlen und Edelsteinen auf die rechten Nasenflügel geklebt. So sahen sie sehr echt aus, und es machte ihnen offenbar Spaß, durch ihr Benehmen und ihre sanften Bewegungen, die die großen glänzenden Ohrgehänge leise klirren ließen, das geheimnisvolle Wesen der Hindufrauen zu kopieren. Eine Prozession zog vorüber, ein Hochzeitszug, blumengeschmückt und einen Elefanten in der Mitte, auf dem edelsteinglänzend der Fürst in der Haudah thronte. Und jetzt kamen die Nautsch, die Tanzmädchen mit ihren Phantasietänzen. Schwerterklirrend die einen, andere, die die Bewegungen der Schlange nachahmten, die sich aufwärts und abwärts bogen, niedersanken und emporschnellten und mystische Bilder stellten. Ein richtiges Ballett, in dessen Mitte Hedda Montes als Göttin Lakschmi tanzte.

Das komplizierte Bühnenbild verlangte eine Anzahl von Wiederholungen, ehe der Regisseur und seine Helfer befriedigt waren. Als der Gesamteindruck erreicht war, wurde die Szene in ihre Einzelteile aufgelöst, wurde zuerst stumm und dann mit der Sprache, mit dem Dialog probiert, von neuem zusammengestellt und abermals durchstudiert. Jetzt war alles soweit, daß man zur Aufnahme schreiten konnte. Auf das Kommando: „Licht!“ flammten plötzlich die großen Lampen von allen Seiten auf. Eine fast unerträgliche Menge von Licht, ein Glanz, der die Augen verwirrte und die Schauspieler förmlich zum

Widerstand zwang, so daß manche sich dunkle Schutzbrillen aufsetzten, die sie erst im Augenblick der wirklichen Aufnahme ablegten.

Hedda stand außerhalb des Schwinkels mit ihrem Partner, einem bekannten Schauspieler und Opernsänger, der wegen seines wundervollen Profils beim Film gern verwendet wurde. Im Sehfeld war die Herberge aufgebaut, und jetzt traten Hedda und ihr Geliebter aus einer Gruppe von geschickt drapierten Rosenbüschen, als mit heftiger Bewegung jener englische Polizist vom Boden aufsprang und rasch auf Hedda zuschritt. Dicht vor ihr pflanzte er sich auf und sagte laut:

„Halten Sie immer so Ihr Versprechen, meine Gnädigste?“

Hedda wich zurück. Eine flüchtige Erinnerung sagte ihr: Dieser Mann hatte sie eines Tages angeredet und um eine Empfehlung gebeten. Sie hatte mit dem Regisseur gesprochen, der den Komparsen als einen gänzlich unbegabten, dafür aber desto eingebildeteren Menschen erklärte. „Ein richtiger Knattermime“, hatte er gesagt. Hedda mußte in der Erinnerung lächeln. Als er das sah, stieß er unbeherrscht ein höhnisches Lachen aus und schrie: „Das sind die Auserwählten. Von einem lächerlichen Zufall emporgetragen, glauben sie, daß ihr Glück sie jeder Menschlichkeit enthebt! Wir anderen sind nichts! Unser Talent ist Dreck! Bloß eine lächerliche Folie sind wir für eure vergoldete Eitelkeit!“

Der Schauspieler an Heddas Seite war ganz verstört vor diesem wütend andringenden Menschen zurückgewichen und suchte ihn nun, der von neuem auf Hedda loswollte, wegzubringen.

Das dauerte nur Sekunden. Die Leute auf der Szene waren auseinandergespritzt, der Eseltreiber griff nach seinem Kollegen und zog ihn zurück. Aber der war größer und stärker. Er riß sich los, schlug wütend um sich und wollte wieder auf Hedda los.

Da stand plötzlich ein großer, kraftvoller Mensch vor Hedda und fing den Rasenden auf. Im nächsten Augenblick lag der Angreifer, von Wards Faust getroffen, am Boden. Brüllend kam er wieder hoch und stürzte sich von neuem auf Heddas Verteidiger. Aber bei dem ersten Hieb, der seine Kinnlade traf, sank er um und wurde bewußtlos von den herbeieilenden Sanitätern fortgetragen.

Die wilde Szene brachte das ganze Atelier in Aufruhr. Die Frauen schrien, die Schauspieler redeten durcheinander, der Freund des tobenden Komparsen erzählte und stand mitten zwischen den Statisten und Atelierleuten, die ihm heftige Vorwürfe machten, daß er nicht schon

rechtzeitig seinen Kollegen fortgebracht hätte. Der arme Eseltreiber verteidigte sich, aber das Ende war, daß die Hilfsregisseure ihn umringten und ihn ebenfalls aus dem Atelier hinausbeförderten.

Von Frieder Ward umschlungen, erreichte Hedda Montes mit zitternden Knien ihre Garderobe. Der Regisseur, der Inspizient, auch der Direktor bemühten sich um sie. Die Garderobefrau brachte Erfrischungen, alles redete ihr gut zu, und Hedda hatte auch durchaus die Absicht, weiterzuspielen und der Firma Kosten und Ärger zu sparen. Aber ihre Erregung war so außerordentlich, daß der bloße Versuch, aufzustehen und zu gehen mit einem neuen Nervenzusammenbruch und einem Weinkrampf endete.

„Es bleibt dir nichts übrig, du mußt es für heute aufgeben, Liebes.“ Ward wandte sich an den Direktor Kluge. „Fräulein Montes würde nichts lieber tun, als hierbleiben und weiterspielen ... aber Sie sehen selbst, Herr Direktor, es geht nicht!“

Damit nahm er Heddas Pelz aus der Garderobe, hob sie, als wäre sie ein Kind, vom Diwan auf, gab ihr den Pelz um und trug sie auf seinen starken Armen aus dem Atelier die Treppe hinab und über den Hof ins Auto.

Als sie im Wagen saßen, weinte Hedda noch immer. Aber sie beruhigte sich schon. Nur sprach sie nicht. Alles, was sie sagte, war:

„Du bist so gut und stark, Frieder! Bleib' bei mir, ja ... Du darfst nicht fortgehen!“

7. Kapitel

Als Hedda am nächsten Morgen erwachte, fühlte sie sich sehr elend. Es sollten an diesem Tage Einzelszenen und Standaufnahmen gemacht werden. Die Spielleitung hatte in der Voraussicht, daß Heddas Erscheinen ungewiß wäre, von größeren Szenen abgesehen.

Hedda versuchte aufzustehen; aber das Beben in den Knien und die ihr ganzes Sein niederdrückende Mattigkeit waren so stark, daß sie sich wieder hinlegen mußte. Außerdem schob sich eine unüberwindliche Angst, ins Atelier zu fahren, vor ihren guten Willen. Das war ihr Leiden, ihre geheime Krankheit. Die übertrug alles Bittere und Böse, jedes unangenehme Begebnis auf den Ort, wo sie es erlebt hatte.

Vieles ging ihr durch den Kopf, während sie unter der seidenen Decke in den trüb und grau heraufdämmernden Wintermorgen träumte. Und neben all diesem Überlegen und Nachdenken ging ein starkes, unbezwingliches Gefühl einher. Es war die Sehnsucht nach dem Mann, den sie liebte und den sie in dieser Stunde der Lebensangst doppelt herbeiwünschte. Sie spürte den Druck seines Armes, den er um ihren Nacken legte, das Brennen seines Mundes im langen Kuß.

Da klingelte es, und Hedda sprang aus dem Bett. Doch sie bezwang sich und legte sich sofort wieder nieder. Immer und zu jeder Zeit war sie bemüht, die Explosionen ihrer im Grunde heftigen Natur zu besiegen.

Jetzt kam die Zofe herein und brachte einen großen Strauß dunkler Rosen. Mit zitternder Hand nahm Hedda die Blumen, legte sie aufs Bett und riß das Kuvert auf, in dem nur seine Visitenkarte steckte, auf die er geschrieben hatte:

„Ich habe heute vormittag eine Konferenz, die ich auf keinen Fall versäumen darf. Aber Punkt eins bin ich bei Dir! In Liebe Dein Frieder.“

Hedda legte die Karte weg und griff nach dem Rosenstrauß. Sie versenkte ihr Gesicht dahinein und sagte mit erstickter Stimme zu der Zofe, die fragte, ob sie das Frühstück hereinbringen solle:

„Nein, Anni, noch nicht, ich klinge dann!“

Das Mädchen ging, und Hedda konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. Sie weinte und schluchzte in die Decke. Sie fühlte den Stoff an der Wange, fühlte, wie er feucht wurde von ihren Tränen und hörte plötzlich

auf zu weinen. Warum denn? Sie hatte ja keinen Grund! Weil er nicht gleich frühmorgens kam? Ja, er war doch ein Mann, der sein Leben ernst nahm, dem die Pflicht über alles ging! Wollte sie denn einen anderen? Nein, es war ja ganz albern, daß sie jetzt hier im Bett lag und heulte! Aufstehen, sich in ihren Wagen setzen und ein paar Stunden in den Winter hinausfahren, in die Kälte, daß ihre Nerven wieder fest wurden, daß sie wieder zu sich selbst zurückfand aus diesem dummen Erlebnis.

Und gewohnt, ihre Entschlüsse schnellstens zur Tat werden zu lassen, erhob sie sich, frühstückte, wenn auch ohne Appetit – dabei immer wieder mit der Schwäche, mit dem Beben des ganzen Körpers kämpfend, ließ ihren blauen Wagen kommen und fuhr hinaus ins Land, in die winterliche Umgebung.

Überall lag noch Schnee, hier und da lugten die Saaten grün hervor, die Bäume waren bereift, die kahlen Äste schimmerten wie Silber. Krähenschwärme zogen quarrend durch die blasse Luft und verstreuten sich, Nahrung suchend, über die Felder, die unbelebt und einsam lagen.

Hedda ließ den Wagen laufen. Sie zwang sich hinaus nach Neuendorf ins Atelier. Als sie zu Direktor Kluge ins Zimmer ging, war sie noch innerlich voll heißer Angst, daß sie spielen müsse. Als er sie aber, selbst erstaunt, fragte, ob sie denn den Schock von gestern schon überwunden habe, da nahm sie das Herz in beide Hände und sagte: „Ja!“

„Eine unglaubliche Frau!“ meinte Kluge. „Ich weiß doch am besten, was Sie für ein Nervenbündel sind, Hedda, und dabei diese Courage. Na, dann wollen wir ins Atelier gehen!“

Aber er hatte kaum das Wort Atelier ausgesprochen, da erlitt Hedda einen derartigen Schwächeanfall, daß sie zu Boden gestürzt wäre, wenn Kluge sie nicht aufgefangen hätte.

„Es geht wohl doch nicht, Sie armes Menschenkind!“

„Ich muß! Sonst überwinde ich's überhaupt nicht!“

Sie nickte mit feuchten Augen und dachte angestrengt an den Geliebten. Das gab ihr Kraft. Sie überwand sich zum anderen Mal, hängte sich in Kluges Arm und kam ins Atelier.

„So!“ sagte er, sie zu einem Diwan führend. „Nun ruh'n Sie sich erst mal aus, Hedda, ich hol' inzwischen den Sänger. Wir machen die paar Duoaufnahmen, und dann muß es für heute genug sein ... Aber ich mache Ihnen mein Kompliment, so etwas von einer tapferen Person und Schauspielerin ist mir in meinem langen Leben noch nicht

vorgekommen! Die anderen können vor lauter Nervenkrisen nicht auftreten, wenn was passiert!“

Und er eilte davon, um den Schauspieler Hartrup zu finden, der heute auch noch in einem der Nachbarateliers bei einer anderen Filmgesellschaft beschäftigt war.

Hedda sah indessen auf ihre Miniaturuhr, an breitem Samtband um das Handgelenk getragen, die die Gestalt eines kleinen, mit Edelsteinen besetzten Globus hatte. Die Uhr war ein Geschenk von Kluge; sie ging nicht besonders, aber sie erinnerte Hedda an ihren ersten großen Erfolg.

So lag sie still und regungslos und wartete auf den Direktor. Diesem Mann verdankte sie viel. Natürlich, ihr Talent, das konnte ihr niemand geben und den Fleiß, die Emsigkeit des Lernens ebensowenig. Aber der Weg zum Ruhm war gerade beim Film mit so vielen Hindernissen gepflastert. Da war es von unendlichem Wert, wenn man einen Menschen hatte, der das Talent der Anfängerin erkannte. Der es heraushob und pflegte und nicht die zarte Blüte durch Dummheit und Ungeschicklichkeit verdarb.

„Grübeln Sie wieder, teure Kollegin?“ fragte Manuel Hartrup und beugte sich über Heddas Hand.

„Ja, das kann sie nun mal nicht lassen“, meinte Direktor Kluge, „aber sonst ist sie doch ’n prachtvoller Kerl! Denken Sie mal, nach dieser scheußlichen Geschichte gestern ist sie heute schon wieder hier und will richtig arbeiten! Also wir nehmen die Szene, wo Sie sich beide vor dem Tempel der Kwannon treffen und wo Sie ihr, bezaubert von so viel Schönheit und Süßigkeit, Ihre Liebe erklären – was Ihnen ja hoffentlich nicht schwer werden wird, lieber Sänger!“

„Durchaus nicht, Direktor. Wenn’s nach mir ginge, würde ich’s nicht bei der Erklärung bewenden lassen!“

Hedda lachte.

Dann sprang sie auf und eilte zu der inzwischen gebauten Dekoration hin, wo sie sich nach wenigen Minuten mit dem schönen Hartrup im zärtlichen Liebesspiel befand. Denn kaum, da sie anfang zu spielen, hatte sie alle Unannehmlichkeiten, allen Ärger und alle Angst, ja selbst ihre leidenschaftliche Liebe zu Ward vergessen. Jetzt spielte sie nur noch. Sie war wirklich Lakschmi, die Gütige, die einen Erdensohn ihrer Huld würdigte und sich in zärtlicher Demut ihm zu eigen gab.

Der Direktor, der Regisseur, die Maschinisten und Beleuchter und die einfachen Bühnenarbeiter, alle standen sie ringsum und waren hingerissen, verloren an die zarte, aschblonde Schönheit dieser Frau und die süße Harmonie ihrer Bewegungen, ihres Spiels.

Da verging die Zeit, da schienen die Stunden nur Minuten, und ehe sich's Hedda versah, war es ein Uhr. Die Garderobiere, die sie damit beauftragt hatte, sagte:

„Gnädige Frau, es ist eins.“

„Um Gottes willen!“ meinte Hedda. „Da muß, ich ja weg! Aber das ... nein, das geht jetzt nicht! Die Abschiedsszene müssen wir zu Ende spielen ... Wer weiß, ob ich morgen wieder solche Stimmung habe!“ Und zur Garderobiere: „Geh'n Sie bitte ans Telefon, liebe Schweder, und sagen Sie bei mir zu Hause, in längstens einer Stunde wäre ich bestimmt da ... Wenn Herr Ward früher kommt, soll er nicht böse sein, ich bringe ihm auch was Schönes mit!“

Hedda wußte zwar nicht, was sie ihrem Liebsten mitbringen sollte, aber sie meinte, daß, wenn sie nichts anderes als sich selbst für ihn hätte, er auch damit zufrieden wäre.

Um drei Viertel zwei war die Szene fertig. Kluge war bezaubert, und der junge Sänger, von seiner Künstlerfreiheit Gebrauch machend, umarmte Hedda begeistert. Die Arbeiter und Angestellten klatschten Beifall; die Garderobiere hatte schon Pelz und Hütchen in den Händen, draußen wartete der Wagen, und eine Minute später fuhr Hedda hinaus nach Birkental.

Während des Fahrens klang noch ihr Spiel, ihre Rolle in ihr nach, aber der Gedanke an Frieder Ward, die Sehnsucht nach seinem Kuß schob alles andere beiseite.

Viertel nach zwei war sie zu Hause und fand ihn mit ernstem Gesicht und mit streng geschlossenen Lippen. Sie lachte ihn an, er lächelte kaum.

„Wie kannst du mich so warten lassen?“ fragte er leise.

Sie gab ihm erst einen Kuß, und dann sagte sie:

„Warum bist du nicht heute früh zu mir gekommen?“

„Ich hatte eine Besprechung, die ich durchaus nicht absagen konnte!“

„Und ich hatte zu arbeiten, eine ganze Menge Szenen, die wir gemacht haben, Hartrup und ich.“

„Wer ist Hartrup?“

„Der Sänger!“

„Der Sänger? Kenn’ ich den?“

„Aber ja! Ich war doch gestern mit ihm zusammen, ehe die dumme Sache passierte!“

„Ach so! Mit dem hast du heute gespielt?“

Sie nickte nur.

Und er, argwöhnisch:

„Was war denn das für eine Szene?“

„Nicht eine ... ’ne Menge! Vom ersten Sehen ... bis zum Abschied.“

„Und er hat dich ...?“

„Aber tüchtig!“

Er schüttelte den Kopf.

„Das ist nicht zum Lachen! Für mich ist das sehr ernst!“

Sie lachte immer stärker, richtete sich hoch auf die Zehenspitzen, schlang die Arme um seinen Hals, zog seinen Kopf zu sich herab und erstickte seine Worte in Küssen.

8. Kapitel

Frieder Ward saß im Wohnzimmer beim Frühstück. Fräulein Erler hatte den Kaffee gebracht, und er strich sich eben ein Brötchen, als Hedda telefonierte.

„Meine Mutter ist gestern von der Reise gekommen, du wirst sie also heute nachmittag bei mir kennenlernen. Es kommen auch sonst noch ein paar Leute zum Tee, der Baron und die kleine Frieda Hempel, vielleicht auch Hartrup.“

„Der Sänger?“ fragte er.

„Ja!“ lachte sie. „Schon wieder eifersüchtig?“

Sein Nein klang wenig überzeugend. Und nach einer Atempause: „Lieber wär' ich ja allein mit dir!“

„Also du willst Mama nicht kennenlernen?“

„Ach du! Du weißt doch ganz gut, Hedda, wie sehr ich mich darauf freue!“

„Das ist gegenseitig. Sie hat mir gestern noch eine Karte geschrieben, die ich eben bekommen habe, darin fragt sie nach dir und will wissen, wie du aussiehst und was für ein Mensch du bist ...“

„Und was wirst du ihr sagen?“

„Das muß ich mir noch überlegen bis heute abend! Wann kommst du denn?“

Er sah auf die Schreibtafel, auf die er stets seine Verabredungen für den Tag notierte.

„Ich bin ... ich bin um sechs bei dir.“

„Aber nicht später!“ neckte sie ihn. „Früher kannst du kommen.“

„Bist du denn auch da?“ fragte er. „Oder läßt du mich wieder warten?“ Und da sie nicht gleich antwortete, setzte er hinzu: „Aufnahme hast du doch heute nicht?“

„Nein, nur eine Konferenz mit dem Verleihdirektor, der bestimmte Wünsche hat.“

Das Telefon klingelte im Büro. Gleich darauf kam Fräulein Erler und meldete:

„Fräulein Tattenbach ist am Apparat, Herr Ward, und möchte Sie sprechen.“

Ward hatte die Hörmuschel mit der Hand zugehalten. Jetzt sagte er etwas leiser:

„Verzeih, Liebes, ich werde verlangt, du kannst mich ja nachher noch mal anläuten!“

„Ja ... vielleicht von der Unitas aus. Leb' wohl und denk' an mich! Auf Wiedersehen, du!“

Er hörte noch von drüben ihr Lachen. Dann ging er ins Privatbüro, schloß erst die Tür nach dem Raum, wo die beiden Stenotypistinnen arbeiteten, und nahm den Hörer.

„Mela, du? – Ist etwas Besonderes?“

„Ja. Ich möchte dich gern aufsuchen, weil ich etwas mit dir zu besprechen habe.“

Er hörte an ihrer Stimme, daß sie schweren Herzens kam. Aus dem Gefühl des eigenen Glücks wuchs sein Mitleid mit ihr, die ihn auch liebte und der er nichts geben konnte.

„Aber natürlich, Mela! Wo bist du denn jetzt?“

„Hier in deiner Straße, in einer Konditorei.“

„Aber warum kommst du denn nicht einfach 'rauf? Du brauchst dich doch bei mir nicht anzumelden!“

„Ich wußte nicht, ob du ... ob du vielleicht Besuch hast.“

„So früh kommen meine Geschäftsfreunde nicht. Also, du kommst gleich!“

Fünf Minuten später war sie bei ihm. Er hörte, wie sie die Damen vorn im Büro begrüßte, und ging zur Tür, die er ihr öffnete.

Mela sah blaß und übernächtigt aus. Ob ihr etwas fehle? Sie schüttelte den Kopf, setzte sich in einen der Sessel, die um den Rauchtisch standen, und wartete, bis er ihr gegenüber saß.

Als er ihre Hand nahm, die kalt und leblos schien, ließ sie sie ihm, aber sie erwiderte seinen Druck nicht. Und er merkte, daß es sie Mühe kostete, mit dem, was ihr das Herz abdrückte, herauszukommen.

„Ist denn etwas mit Papa?“ fragte er.

„Ja, er hat gestern wieder eine Ohnmacht gehabt ... und das hat, glaube ich, mehr als fünf Minuten gedauert!“

„Ich hab’s mir gedacht, Mela!“

„Ich habe sofort Dr. Winkler angeläutet, und der kam auch gleich, aber da war Papa schon wieder bei Bewußtsein, und du weißt doch, wie er ist! Nachher wollt’ er es gar nicht wahrhaben.“ Das Mädchen atmete tief und schwer. „Ach, Frieder, ich bin in furchtbarer Angst gewesen! Ich hab’ gar nicht geglaubt, daß er wieder aufwachen wird!“

Ward erhob sich und trat neben das Mädchen, das in Tränen ausbrach.

„Beruhige dich doch, Mela, solche Anfälle haben ja ...“ Er wollte sagen: haben ja an sich nichts zu bedeuten. Aber er fühlte, wie sinnlos es war, ihr, die genau wußte, was auf dem Spiel stand, so leeren Trost zu spenden. Und dabei erschrak er vor der eigenen inneren Teilnahmslosigkeit. Er dachte nur an Hedda. Empfand wohl die Pflicht, Mela beizustehen, aber sein Herz wußte nichts davon. Er sah in ihr blasses Gesicht, das ihm heute reizloser als sonst erschien. Er streichelte ihre Hand. Aber als hätte sie tief empfunden, wie weit sein Inneres von ihr war, zog sie plötzlich ihre Finger aus den seinen und sagte traurig:

„Es ist schlimm, wenn man so allein steht!“

Er fühlte den Vorwurf.

„Du stehst doch nicht allein, Mela! Ich bin ja immer zu deiner Verfügung! Willst du, daß ich mit dir ’rausfahre nach Maltitz?“

Sie nickte hastig; das Tuch, mit dem sie ihre Tränen getrocknet hatte, noch in der Hand.

„Ja, das wäre gut! Papa hat offenbar große Angst, daß ihm etwas zustößt, und weißt du, Frieder, ich wollte es dir ja eigentlich nicht sagen ... aber ... ich kann’s doch nicht ... ich werde allein nicht damit fertig! Neulich habe ich in Papas Schrank ’reingesehen, in den großen Schrank, in dem er seine Geschäftsbücher hat. Da hat er sich noch ein besonderes Fach einbauen lassen – und das war nicht zugeschlossen, er hatte es wohl vergessen ... und da hat er ...“ Sie schluchzte laut auf. „Da hat er Portwein drin und Kognak und Burgunder ... eine Menge Flaschen!“

Ward öffnete die Lippen, aber er schloß sie wieder, ohne etwas zu sagen. Sein Gesicht war ernst. Melitta sah ihn an, als wollte sie in seinen Gedanken lesen. Und da er weiter schwieg, preßte sie ihr Gesicht in die Hände und schluchzte noch heftiger.

Er fühlte, daß er jetzt gut zu ihr sein und ihr sagen müsse, wie sehr er ihren Schmerz empfinde ... sie war doch seine Schwester, war mit ihm aufgewachsen ... ihre Mutter war auch die seine geworden, und der Mann, der sich so sinnlos um seine Gesundheit und um sein Leben brachte, der war ihm Vater gewesen und hatte gesorgt für ihn, tausendmal mehr als manch anderer für die eigenen Kinder.

So legte er denn seinen Arm um Melas Schulter und wollte sie an sich ziehen, sie auf die Wange küssen, wie er es früher oft getan, aber er zauderte, weil es ihm fast wie Verrat erschien.

Da merkte er, daß Melitta den Kopf hob und hinüberblickte nach seinem Schreibtisch, auf dem ein großes Foto von Hedda stand.

Melittas Gestalt wurde straffer, ihr Kopf hob sich, und in ihren Augen war eine kalte Abwehr, als sie sprach:

„Das ist wohl die Frau, die du auf dem Filmball kennengelernt hast?“

Sie sah an Ward, der ihr gegenüber saß, vorbei und heftete ihre Augen unverwandt auf das Bild, dessen Anblick ihr das Herz zerbrach.

„Ein schönes Mädchen!“ sagte sie dann, und ihre Stimme hatte einen gesprungenen Klang. „Darf ich mir das Bild ansehen?“

Unfähig, ja oder nein zu sagen, schwieg er, während Melitta aufstand und an den Schreibtisch ging. Sie faßte das Bild nicht an, sie beugte sich nur über die Platte, stützte ihre Hände darauf und blickte lange der in die Augen, die ihr den Mann genommen hatte, den einzigen, den sie, so lange sie denken konnte, leidenschaftlich geliebt hatte. Dann richtete sie sich auf, wandte Frieder Ward ihr schmerzverzerrtes Gesicht zu und sagte, immer mit derselben klanglosen, wie aus dem Unwirklichen kommenden Stimme:

„Wenn es dir möglich ist, dann klinge Papa heute noch an. Nein, mitkommen sollst du nicht ... ich kann ... ich kann es nicht ertragen.“

Sie ging bis in die Mitte des Zimmers. Da schwankte sie, als ob sie zusammenbrechen wollte. Er eilte ihr nach, aber sie raffte sich auf, man sah, mit welcher Anstrengung, und verließ – ohne sich noch einmal nach ihm umzusehen – das Büro, dessen Tür sie hinter sich ins Schloß drückte.

Ward hörte sie draußen noch mit Fräulein Erler reden. Ja, ihm schien sogar, als verabschiedete sie sich mit lachendem Gruß. Aber er wußte nicht, welcher ein trauriger, zerbrochener Mensch da von ihm ging.

9. Kapitel

Im Wintergarten der Villa, durch dessen Glasfenster man auf die Kiefernheide blickte, saß Hedda am Nachmittag mit ihrer Mutter beim Kaffee.

„Es ist lieb von dir, Mama, daß du so früh kommst. Ich muß vorher mit dir sprechen, ehe du Frieder kennenlernst. Nicht, daß ich ihn dir schildern will, du wirst dir schon selber dein Urteil bilden, und das Bild von ihm sagt eigentlich alles.“ Sie deutete auf die Fotografie, die ihre Mutter in Händen hielt und aufmerksam betrachtete.

„Ja, das ist so 'n richtiger kantiger Bauernschädel“, sagte Frau von Bergen, „mit dem wirst du keinen leichten Stand haben, wenn du ihn heiratest, Hedda!“

Die Tochter lächelte.

„Um so mehr, als ich ihn erst in meine Kreise und deren Anschauungen eingewöhnen muß, was nicht leicht ist. Man weiß gar nicht, was man einem solchen Bären von Mann, wenn man ihn kennenlernt, zuerst erzählen soll! So hat er doch noch keine Ahnung, daß ich eigentlich Helene von Bergen heiße. Er hat mich als Hedda Montes kennengelernt, und ich ... ich vergesse es ja selber oft, daß ich anders getauft bin.“

Die Mutter sah noch immer das Bild an.

„Er ist sehr energisch, nicht? Und ... sehr eigensinnig?“

„Du meinst: dickköpfig, Mama – vielleicht ist er das. Aber er liebt mich, er liebt mich wirklich aus seinem tiefsten Herzen heraus, und ich habe ihn ebenso lieb!“

Frau von Bergen bewegte zustimmend den Kopf.

„Das glaube ich. Das sieht man auch, Lügen und Verstellung sind nicht in seinem Gesicht. Bloß ... er ist eine Herrennatur, ich kenne das ... dein Papa war ebenso. Neben seinem Willen sollte es nichts anderes geben, das hat uns oft aneinander gebracht. Bequem ist solche Ehe nicht, Hedda!“

Das Mädchen nickte nachdenklich.

„Ach, wieviel hab' ich schon darüber nachgedacht in den sechs Wochen, die wir uns kennen, Mama! Und wie oft hab' ich an dich denken müssen und konnte doch nicht mit dir sprechen und dich fragen, was du dazu meinst.“

„Und wäre ich hiergewesen und du hättest mich gefragt, das wär' dieselbe Sache. Gehört hättest du doch nicht!“

Sie lachten beide, Hedda streichelte ihrer Mutter die Wange.

„Was ich dich fragen und bitten wollte, Mama: Er will doch heiraten, lieber heute als morgen, und du weißt, wie ich bin, ich kann mich nicht so ohne weiteres zu einer Ehe entschließen. Er denkt und empfindet da ganz anders als ich ... Aber du wirst sehen, Mama, er wird dich wahrscheinlich nachher um meine Hand bitten.“

Frau von Bergen wehrte ab.

„Ach, das ist ja viel zu überstürzt! Kennt er dich denn überhaupt schon? Weiß er, daß du immer andere Ansichten hast als die übrige Welt und daß er alles andere als ein weißes Lämmchen mit dir kriegt?“

Jetzt lachte Hedda.

„Na, Mama, du machst es nun wirklich ein bißchen arg! Bin ich denn solche böse Sieben, solch Männerschreck?“

Die Mutter zog das schöne Mädchen eng an sich.

„Nein, wahrhaftig, das bist du nicht! Du bist ein liebes, gutes Geschöpf und die beste Tochter von der Welt! Aber du bist doch ein ganz selbständiger Mensch! Nach meiner Ansicht eignest du dich überhaupt nicht für die Ehe!“

„Danke bestens, Mama!“

„Aber warum will er denn so schnell heiraten?“

„Warum? Das ist doch ganz einfach! Aus Eifersucht! Er hält mich für so unwiderstehlich, daß er mich sicher haben will. Und dabei hab' ich ihm noch gar nicht mal gesagt, wer sich alles um mich bemüht.“

„Na, die meisten wollen doch bloß dein Einkommen und dein Geld haben, und dich nehmen sie als ... als Beigabe mit in Kauf!“ lachte Frau von Bergen.

„Ja, heiraten würden mich die wenigsten, wenn ich nicht Hedda Montes wäre.“

In diesem Augenblick läutete es, die Zofe kam und meldete:

„Der Herr Baron!“

„Kennt Ward den schon?“ flüsterte die Mutter noch.

Hedda kam nur dazu, den Kopf zu schütteln. Da trat Herr von Leuschner, früher Hauptmann in einem Preußischen Garde-Infanterie-Regiment, jetzt pensioniert und von seinen sehr auskömmlichen Mitteln lebend, ins Zimmer. Er zog den linken Fuß ein wenig nach, weil er im Krieg eine Verwundung davongetragen hatte. Er war geborener Österreicher, als junger Mensch mit seiner Familie nach Deutschland gekommen und hatte hier die Staatsangehörigkeit erworben. Daher hatte er auch den Krieg im deutschen Heeresverband mitgemacht. Seine Freundschaft mit der Familie von Bergen erklärte sich dadurch, daß er unter dem Oberstleutnant eine Reihe von Jahren gedient hatte, bis sie der Feldzug Seite an Seite in den Krieg, zuerst nach Rußland, dann nach Frankreich führte.

Leuschner hatte Hedda einen Strauß zartgetönter Orchideen mitgebracht. Da er hier wider Erwarten die Mutter antraf, gehörten dieser natürlich die seltenen Blüten, was sie zu der Bemerkung veranlaßte:

„Wunderschön! Wenn sie auch nicht für mich bestimmt waren ...“

Hedda dachte sofort an Frieder und fand, daß ihre Mutter und ihr Liebster eigentlich recht gut zueinander paßten.

Leuschner nahm den Lehnstuhl, auf dem Hedda vorher gesessen hatte.

„Ich darf doch? – Und eine Tasse Kaffee kriege ich auch.“

Hedda goß ihm ein und bot ihm von den kleinen Kuchen an, die sie selbst gebacken hatte, was sie nicht zu erwähnen vergaß, denn auf ihre Hausfrauentugenden bildete sie sich mehr ein als auf ihre Künstlerschaft.

„Ich habe Sie eine ganze lange Woche nicht gesehen, Hedda; warum machen Sie sich denn so rar? Am Telefon sind Sie nicht zu sprechen; wenn man herkommt, sind Sie ausgefahren, und draußen trifft man Sie auch niemals. Ich habe schon gesagt, das muß einen ganz besonderen Grund haben!“

Die Mutter machte: „Hm ...“ und nickte bedeutsam.

Hedda antwortete ein bißchen geringschätzig:

„Tun Sie doch nicht so, Leuschner, als wüßten Sie's noch nicht! Ich habe Sie doch gestern mit Frieda Hempel im Kurfürstendamm-Café

gesehen, und der, mit dem ich da war, der ist doch wahrhaftig groß genug, um nicht übersehen zu werden!“

„Also eine neue Bekanntschaft!“ neckte Leuschner. „Ja, natürlich, gesehen hab’ ich ihn. Aber ich kann doch nicht aufstehen und sagen: Liebste Hedda, wer ist denn das?“

„Beruhigen Sie sich“, meinte wieder die Mutter. „Sie werden bald genug das Vergnügen haben!“

„Kenn’ ich ihn denn?“ fragte er.

„Wahrscheinlich nicht“, sagte die Schauspielerin trocken, „es müßte denn sein, daß, Sie neuerdings Beziehungen zum Mauersteinhandel gesucht und gefunden haben!“

„Ach! Damit handelt er?“

„Sie sind unausstehlich!“ Hedda war fast ärgerlich. „Aber im übrigen bin ich froh, daß Sie heute gekommen sind, denn es liegt mir doch viel daran, zu hören, wie er Ihnen gefällt.“

„Nicht wie, sondern daß er mir gefällt, wollen Sie hören, Hedda. Und das ist eigentlich ein bißchen viel verlangt! Sie müßten doch wissen, daß ich unter Ihren Bewerbern immer noch an erster Stelle stehe.“

Hedda schüttelte den Kopf. Ihr Gesicht war ernst, und der Blick, den ihm die Mutter zuwarf, sagte Leuschner, daß er einen Fehler gemacht hatte.

Mit dem Tode ihres Mannes hätte Frau von Bergen vollkommen allein und hilflos dagestanden ohne Herrn von Leuschner. Ihre schmale Witwenpension wäre kaum hinreichend gewesen, sie und ihr Kind zu ernähren. Hedda war damals vier Jahre alt. Sie hatte keinen Begriff mehr von dem, der ihr Vater war. An seine Stelle war mit einer Güte und Zartheit sondergleichen Herr von Leuschner getreten. Er verstand es, der in ihrem Witwenschmerz fassungslosen jungen Frau die große Verpflichtung, die er dem für sein Vaterland gefallenen Oberstleutnant gegenüber hatte, so klarzumachen und so glaubhaft hinzustellen, daß Frau von Bergen seine Hilfe ohne Skrupel annahm. Leuschner war der gute Onkel im Bergenschen Hause. Frau von Bergen hatte manchmal gedacht, daß er ihr mehr als ein treuer Freund werden würde. Vielleicht waren auch in ihm ähnliche Gedanken und Wünsche aufgestiegen. Aber es gab da offenbar Hemmungen, die die beiden Menschen nicht hatten überwinden können.

Hedda, deren lebhafter Geist sich von früh an mit den Beziehungen und Verhältnissen ihrer Umwelt beschäftigte, sah die Hindernisse einer solchen Vereinigung deutlicher als die Beteiligten selbst.

Alt genug geworden, Wunsch und Begehren in Männerherzen zu entfalten, hatte Hedda dann auch einen Mann kennengelernt. Mit vierzehn Jahren wußte sie schon, was es heißt, daß eins das andere liebhat. Damals war es ein Student, ein armer Junge, dem ihre Mutter – um ihm das Studium zu ermöglichen – Freitisch gab. Er mußte auf diese Vergünstigung verzichten, als Frau von Bergen ihn, umschlungen mit Hedda, eines Abends auf der Straße traf. Das war Heddas erste unschuldige Liebe gewesen. Bei der zweiten war sie siebzehn Jahre. Und da war's der „Onkel“, Herr von Leuschner, an den sie ihr Herz verloren zu haben glaubte. Aber der invalide Offizier war zu rücksichtsvoll, zu zart und zu gewissenhaft, die Tochter seines einzigen Freundes in Herzensnot zu bringen. Die Zeit ging hin. Das, was Hedda damals als leidenschaftliches Gefühl für den Onkel nahm, das hatte sich in Jahr und Tag ganz in die Liebe zu ihrer Kunst verwandelt. Vielleicht merkte Leuschner später, was er in jener Zeit versäumt hatte. Aber das in der Liebe Versäumte läßt sich nicht nachholen.

10. Kapitel

Jetzt kam Frieda Hempel und mit ihr Manuel Hartrup. Die Hempel war eine kleine, für den Film vielleicht zu kleine Person, aber von einer unerschöpflichen Laune und Munterkeit; das hatte sie so schnell in die Klasse der Prominenten aufrücken lassen. Sie hatte Vergißmeinnichtaugen und sehr hellblondes Haar, über dessen Echtheit ihre Kolleginnen sich nicht einig werden konnten.

Sie war noch in der Diele mit dem Lippenstift beschäftigt, während der Sänger schon ins Zimmer getreten war, als man bereits ihre klingende Stimme hörte.

„Eine wundervolle Idee von dir, Hedda, daß du ihn uns so präsentierst! Ich wußte ja gleich den Abend auf dem Ball, daß der Blitz gezündet hatte. Wann kommt er denn?“

Man hörte Heddas gedämpfte Stimme, und die beiden Frauen traten ein. Die Hempel lief gleich zu Heddas Mutter hin, die noch aus dem Sofa saß, umschlang sie und drückte sie heftig. Sie nannte Frau von Bergen „Mutti“ und tat so, als wäre sie acht Jahre alt und käme eben aus der Handarbeitsstunde.

„Wenn ich doch bloß auch solche Mutti hätte! Unsereiner erfriert fast in dieser jämmerlichen kalten Welt!“

„Heizen Sie denn nicht zu Hause bei sich, Frieda?“

Die Hempel, einen Augenblick überrascht, besann sich sofort und sagte, die Hand auf ihr Herz legend:

„Ja, was hilft denn das, gnädige Frau? Hier! Hier ist das ewige Sibirien!“ Dabei blickte sie den Sänger mit einer Hingebung an und hielt ihn so fest umfangen mit ihrem Blick, daß alles lachte.

Hedda sah auf ihre kleine Kugeluhr. Es war ein Viertel sieben ... und Frieder noch nicht da? Sie mußte sich gegen die Ungeduld und Sehnsucht wehren, die sie zu quälen begannen. Während die anderen plauderten, trat sie unauffällig an das Fenster und sah zwischen Blumen und Blattpflanzen hinaus. Da aber die Glasveranda nach der hinteren Seite des Hauses lag, konnte sie nicht wissen, daß Ward in diesem Augenblick vorn aus seinem Wagen stieg; bis die kleinen Hunde mit lautem Gebell seine Ankunft meldeten. Nun ließ sich Hedda absichtlich

wieder in den Sessel fallen, denn nichts war ihr unsympathischer, als daß andere Menschen ihr vor Erwartung aufgeregtes schlagendes Herz mitfühlten.

Die Zofe meldete Herrn Ward, der groß und aufrecht und ohne sichtbare Spur einer Befangenheit eintrat. Er trug einen Strauß Rosen – viel zu groß für solche Gelegenheit –, von dem er die Seidenpapierhülle nicht abgenommen hatte und den er nicht etwa Frau von Bergen, sondern seiner Hedda gab.

Der Baron lächelte ein bißchen, und die Hempel sagte:

„Laßt Blumen sprechen! – Aber zu der, für die sie bestimmt sind!“

Man lachte, und der Kontakt war gleich hergestellt. Dann setzte Hedda den Freund neben ihre Mutter in die Sofaecke; sie blieb in ihrem Sessel und bediente ihn von dort. Neben Hedda saß der Sänger, im nächsten Sessel eine immer bewegliche, plaudernde Puppe, die Hempel, und weiterhin der Baron.

Nach der Vorstellung fragte Frau von Bergen:

„Sie sind wohl ein großer Filmenthusiast, Herr Ward?“

„Nein, ehrlich gesprochen ganz und gar nicht, gnädige Frau. Meine ganze Bewunderung für die Filmkunst beschränkte sich bis jetzt auf Ihr Fräulein Tochter.“

„Ja, leider sind wir nun alles Filmmenschen“, meinte Frieda Hempel, „das trifft sich recht unglücklich!“

Und der Sänger, dem Frieder Ward gar nicht gefiel, fragte:

„Wie sind Sie denn eigentlich auf unseren Ball gekommen?“

Ward, ohne die geringste Verlegenheit:

„Ich hatte einen Geschäftsfreund da, dem wollte ich etwas Berliner Betrieb zeigen.“

„Na, sind Sie wenigstens auf Ihre Rechnung gekommen?“ fragte der Baron mit leisem Spott.

Ward hob die Hände.

„Was man so nennt ... schließlich ist es ja mit all solchen Bällen immer dasselbe: Das Publikum will die Leute, die es sonst nur von der Leinwand her kennt, auch mal persönlich haben ... und dazu gibt's ja keine bessere Möglichkeit.“

Hedda ärgerte sich über die gleichgültige Beurteilung dieses für sie so schicksalhaften Abends. Sie wollte schon etwas erwidern, als Hartrup ihr zuvorkam.

„Wenn's nach mir ginge, dann würde ich nicht mitspielen in dem laufenden Wachfigurenkabinett. Aber man kann sich ja nicht ausschließen.“

„Nein“, meinte Ward trocken, „denn man will ja die Reklame haben.“

Und die Hempel meinte ziemlich scharf:

„Nach nichts anderem steht unser Sinn! Wir Schauspieler leben von der Öffentlichkeit!“

Sie hatte den Satz noch nicht ausgesprochen, als Baron von Leuschner einfiel:

„Ich glaube, Hempelchen, Sie haben Herrn Ward mißverstanden. Jeder setzt doch im Lebenskampf das ein, was er zu geben hat. Und das ist beim Schauspieler mehr als bei jedem anderen der Reiz der Persönlichkeit.“

Hedda nickte dem Baron zu.

„Ja, wir haben ja nichts Besseres. Und wenn es Menschen gibt, die hinter unserer Kunst immer nur die Person suchen, und die nur sehen wollen, dann tragen doch nicht wir die Schuld daran!“

Sie hatte dem Gespräch den Stachel nehmen wollen, und statt dessen hatte sie es noch bitterer gemacht und auf sich selbst bezogen.

Da sagte plötzlich Frau von Bergen, die bisher kaum gesprochen hatte:

„Wollen wir nicht lieber etwas anderes tun als uns gegenseitig mit Grobheiten zu bewerfen? Wie wär's denn mit 'nem Pfänderspiel?“

Da kam das befreiende Lachen wieder auf. Aber die Unterhaltung glitt nicht leicht weiter. Dieser große, schwerfällige Mann, dem ganz die Leichtigkeit eines anmutigen Humors fehlte, saß stumm in der Ecke des bunten Gartensofas und hörte zu, wie die anderen, nun doppelt lustig, oft mit gesuchtem Witz paradierten.

Hedda war's, als hielte jemand ihren Geist und ihre Munterkeit, die sie sonst in jeder Unterhaltung glänzen ließ, mit den Fäusten fest. Sie sah den Geliebten an, sie stand nach wie vor unter dem Bann seiner Persönlichkeit, aber es keimte ein Widerstand in ihr gegen diese Liebe.

Da schlug der Sänger, in dem ehrlichen Bestreben, aus der peinvollen Enge herauszukommen, vor, er wolle ein Lied singen, wenn Hedda ihn begleite. Aber das war's gerade, was Ward nicht ersehnte. Hartrup und Hedda so dicht beieinander stehen und womöglich innige Blicke tauschen zu sehen, das schien ihm unerträglich. Er sagte also kein Wort, als alle anderen begeistert zustimmten; denn Hartrup hatte einen wundervollen Bariton, eine jener seltenen Stimmen, die ohne überreiche Klangfülle tief ins Herz dringen.

Absichtlich gab man nicht acht auf Wards ablehnende Haltung. Alle gingen in den Salon, der aus kassettierten Deckenlampen mildes Licht empfing, und ließen sich in kleinen Sesseln nieder, die um den Stutzflügel standen.

„Ich singe eigentlich nur die Lieder der vorigen Generation“, entschuldigte sich Hartrup, „die modernen Sachen ...“

Er zuckte die Achseln. „Für mich bleiben Schubert und Schumann, Beethoven, Brahms, meinetwegen auch Wolf immer die Leitsterne.“

„Dann singen Sie uns das Mignonlied von Beethoven, lieber Hartrup!“ bat der Baron.

„Haben Sie die Noten?“ fragte der Sänger leise.

Hedda nickte. „Ich spiele es auswendig!“

Sie prälugierte, und der Sänger setzte ein.

„Kennst du das Land, wo die Zitronen blüh'n?“

Es war eine wundervolle Leistung. Alle waren hingerissen. Und auch Ward hatte ein viel zu warmes und starkes Empfinden, als daß ihn die Zauberschönheit des Liedes, die holde Musik Beethovens und die innige Wiedergabe durch Hartrup nicht ergriffen hätte. Aber in seinem Herzen war ein harter Wille zum Widerstreben. Er fühlte zu sehr, daß die, die er liebte, von den süßen Klängen davongetragen wurde in jene Welt, die nicht die seine war und die – das empfand er klar – er selbst nie würde betreten können. Vielleicht, wenn Hedda mit ihm allein gewesen wäre, hätte sie seinen Gegenwillen besiegt. Aber die anderen hielten sie fest. Und nun, in dem begreiflichen Bestreben, sich von Ward nicht zwingen zu lassen gerade in diesen Dingen, die ihr bestes und eigenstes Menschentum angingen, bat sie Hartrup, er möchte doch noch ein Lied singen.

Unmittelbar danach stand Ward auf und ging wieder in den Wintergarten. Das war eine Taktlosigkeit, die niemand übersehen konnte. Hedda, noch am Klavier, erhob sich, entschuldigte sich bei Hartrup und bat ihre Mutter mit einem Blick in das nebenan liegende Arbeitszimmer.

„Mama“, sagte sie dort, die Hand der Mutter in ihre beiden Hände nehmend, „ich habe Ward zu früh in unsere Gesellschaft gebracht. Das ist ein Bär, den man erst zähmen muß.“ Sie dachte nach. „Vielleicht hänge ich gerade deswegen so an ihm. Aber heute glaube ich ... ich glaube, heute müssen wir ihn irgendwie wegbringen, und das kann niemand besser als du, Mama! Sage doch ...“ Sie überlegte wieder. „Sage doch, du müßtest jetzt fort, ob er dich nicht in seinem Wagen nach Hause bringen wollte!“

Frau von Bergen fühlte, wie die schmale Hand der Tochter bebte.

„Tja ... ob das Zweck haben wird? Aber ich will's natürlich versuchen! Soll ich's ihm denn gleich sagen, oder wollen wir noch warten?“

Hedda schüttelte den Kopf.

„Nein, nicht! Bei Frieders ganzer Art kann es jeden Augenblick einen Skandal geben, und das möchte ich auf keinen Fall! Aber komm', Mama, wir müssen hinein.“

Als die beiden Frauen wieder in den Salon traten, hatte Ward auch zurückgefunden. Er unterhielt sich mit dem Baron über eine neue Art von Autofederung, die ihm eingefallen war und für die er ein Patent nehmen wollte. Er sprach lebhaft und fließend, seine gute Laune schien wiederhergestellt.

Am Flügel standen noch Frieda Hempel und der Sänger und blätterten in Heddas Noten.

Beim Eintritt sagte Hedda:

„Das ist ja sehr schade, Mama, daß du schon fort mußt!“

„Ja, Kind, ich habe eine Verabredung zu Hause.“

Nun kamen die anderen, sprachen ebenfalls ihr Bedauern aus und verabschiedeten sich, während Frau von Bergen sich an Ward wandte.

„Ist es sehr unbescheiden, Herr Ward, wenn ich Sie bitten würde, mich in Ihrem Auto nach Hause zu bringen?“

„Aber nein, gnädige Frau! Ich freue mich ... natürlich!“ Er setzte tönend hinzu: „Ich hätte sowieso nicht länger bleiben können.“

Da lachte die kleine Blonde, als wollte sie wieder irgend etwas Bissiges sagen; aber Hedda fuhr dazwischen:

„Wir sehen uns doch später, Frieder?“

Er sah sie unsicher an.

„Ich weiß nicht ... ob ich noch ...“

„Aber gewiß, Frieder! Es ist ja erst halb acht, und wir sind doch nachher zusammen ... bei Fröhlich oder in der ›Blauen Grotte!‹“

Er nickte und küßte ihr beide Hände. Dann ging er mit ihr und der Mutter hinaus. Und kaum hatte die Tür sich hinter ihm geschlossen, so konnte die Hempel nicht anders, mit einem tiefen Atemholen seufzte sie:

„Kinder, Kinder! Wie wird das noch enden?“

11. Kapitel

Als Wards Auto vor dem altertümlichen Haus in der Maaßenstraße hielt, in dem Frau von Bergen wohnte, fragte sie ihn, ob er noch eine Tasse Tee bei ihr trinken wolle.

„Ich glaube, wir haben noch mancherlei miteinander zu besprechen.“

Ward nickte. Er begriff sofort.

„Sie haben recht, gnädige Frau. Diese Menschen, die da um Hedda herum sind, an die kann ich mich nicht so leicht gewöhnen. Das ist eine ganz andere Art im Benehmen und in der Denkweise ... aber“, er lachte kurz auf, „man lernt so manches, besonders, wenn es sich um einen geliebten Menschen handelt!“

Ward stieg aus dem Auto und half Frau von Bergen, die sagte:

„Ja, meine Hedda ist wirklich ein eigener Mensch! Aber darüber plaudern wir doch besser bei mir oben! Mein Mädchen ist ausgegangen, aber wenn Sie Hunger haben, findet sich wohl auch noch eine Scheibe Braten und ein Stück Wurst.“

Ward verneigte sich leicht.

„Ich nehme Ihre Einladung gern an, gnädige Frau!“

Dann stiegen sie die zwei Treppen empor, auf deren Podesten Figuren aus grüner Bronze standen, die das Licht in der Schale über dem Kopf hielten.

„Das stammt hier noch aus dem vorigen Jahrhundert“, lachte Frau von Bergen, „und mir ist es lieb. Denn einmal bin ich vom Lande, wo man ja immer hundert Jahre zurück ist, und dann bin ich von Natur eine altmodische Person. Vielleicht treffen sich unsere Seelen da besser als bei den Filmleuten.“

Er nickte nur, und sie sah in seinen Augen, wie wohl ihm ihre Worte taten.

Nachher, im Salon bei einer Zigarre und dem Glas Rotwein, das einem kräftigen Abendbrot folgte, da sprach sich Frieder Ward offen zu der Mutter seiner Geliebten aus.

„Ein anderer an meiner Stelle würde Angst haben vor all den Schwierigkeiten, die sich zwischen Hedda und mir ergeben. Wir sind ja

zu verschiedene Menschen! Wir lieben uns und sind mit unseren Herzen so beieinander, daß eins sich ohne das andere gar nicht denken kann ... aber die Liebe ist auch die einzige Brücke zwischen uns.“

„Und Sie denken, Sie werden das alles überwinden?“ fragte Frau von Bergen mit lächelnder Ruhe.

„Ja!“ nickte er ernst. „Wenn man sich wirklich liebhat, da gibt es keine Hindernisse!“

Heddas Mutter sagte nachdenklich:

„Und doch sind die Dinge manchmal stärker als wir selbst. Die überwindet man nicht, weil niemand über seinen eigenen Schatten springen kann.“

Er lächelte.

„Die Liebe ist doch ein Kampf zwischen zwei Menschen, und da siegt allemal der Stärkere!“

Frau von Bergen nickte bedächtig.

„Wenn Sie sich da nur nicht täuschen, indem Sie sich für den Stärkeren halten! Vielleicht ist es am besten, ich erzähle Ihnen etwas von Hedda. Ich glaube nämlich nicht, daß Sie sich schon richtig kennen. Hedda ist eine sehr eigenwillige Natur. Als sie zwölf Jahre alt war, sagte sie mir, sie wolle Schauspielerin werden. Ich hab' sie ausgelacht, und dann haben wir lange nicht mehr darüber gesprochen ... bis sie eines Tages nach Hause kam und sagte, sie ginge jetzt in eine Schauspielschule, der Professor wolle sie umsonst unterrichten, sie hätte bei ihm vorgesprochen. Und sie hätte so viel Talent, wie er mir nachher sagte, daß es eine Sünde wäre, sie nicht auszubilden. Mein Mann war damals schon längst tot, wir hatten so gut wie gar kein Geld, und nur dem Baron verdanke ich, daß ich es schließlich habe durchführen können. Von dem Tag an hat Hedda nur noch gelernt und gearbeitet. Sie ist von einer Zähigkeit, wie man sie bei einem so zarten Menschen nicht vermuten würde!“

Frieder Ward hatte mit festgeschlossenem Mund vor sich nieder gesehen.

„Sie hätten Ihre Einwilligung zu diesem Beruf trotzdem nicht geben sollen, gnädige Frau!“

Frau von Bergen blickte überrascht auf.

„Sie meinen, Herr Ward?“

„Ja! Ich halte nicht viel vom Schauspielerberuf ... besonders nicht für eine Frau ... eine Frau soll sich verheiraten, soll ihren Mann glücklich machen und soll Kinder kriegen, je mehr, je besser!“

„Bis auf das letzte war das früher auch mein Ideal.“

„Und heute denken Sie anders, gnädige Frau?“

Frau von Bergen nickte.

„Ja, ganz anders! Wenn ein Mensch Talent hat – ganz gleichgültig wofür –, dann soll er diese Gabe ausnutzen für sich und für die anderen. Hedda verdient heute im Jahr zwischen fünfzig- und sechzigtausend Mark, und wenn sie nach Amerika gehen wollte, könnte sie morgen einen Kontrakt mit fünfzigtausend Dollar haben. Sind Sie der Meinung, lieber Herr Ward, daß man so etwas aus der Hand geben soll?“

Starr in Wort und Gebärde, meinte er:

„Ich möchte keine Frau haben, die beim Theater ist oder beim Film.“

„Dann hätten Sie sich eine andere aussuchen müssen als Hedda!“

Frieder schüttelte energisch den Kopf.

„Verzeihung, gnädige Frau! Aber ich glaube, ich werde auch Hedda davon überzeugen!“

„Wovon? Daß sie ihren Beruf aufgibt?“

Er nickte überzeugt.

„Ich verdiene genug für uns beide. Hedda wird an meiner Seite nie Not leiden!“

Frau von Bergen lachte freundlich.

„Nun bekommt aber der, der Hedda heiratet, noch eine hübsche Sorgenlast mit auf den Weg. Da bin einmal ich ganz auf Hedda angewiesen und dann unser Adalbert, der Offizier werden will, und außerdem zwei Tanten meines Mannes. Die haben in der Inflation ihr Vermögen verloren und leben jetzt von dem, was wir ihnen geben ... oder richtiger, was Hedda ihnen gibt, denn sie ist die Sonne, die uns alle bescheint! Na, und wenn dazu nachher noch einige Kinder kommen, dann wird das 'ne ganz hübsche Familie!“

Er nickte gleichmütig.

„Was einer sich auflädt, das muß er tragen. Übrigens, gnädige Frau, ich muß da um Verzeihung bitten, daß ich nicht vor allen Dingen meine

Werbung um Hedda bei Ihnen vorgebracht habe. Ich hätte das natürlich auch schon getan, wenn Sie nicht verreist gewesen wären.“

„Ja, lieber Herr Ward, ich schätze und achte natürlich die gute gesellschaftliche Form ebenso hoch wie Sie, und ich verstehe vollkommen, daß Sie als wohlerzogener Mann zuerst die Eltern Ihrer Liebsten, in diesem Falle also mich, die Mutter, aufsuchen und um Hedda anhalten. Aber auch da ist leider bei uns alles anders als in anderen Familien. Bei all ihrer Liebe zu mir und bei ihrer großen Zärtlichkeit würde Hedda mich einfach auslachen, wenn ich über Ihre Hand, das heißt also über ihre Person, verfügen wollte! Ich habe manchmal den Eindruck, die Kinder sind heute doch anders, als wir damals waren in unserer Jugend ... die wollen heute nicht mehr, daß ein anderer über ihr Schicksal bestimmt, und wenn's auch die eigene Mutter wäre. Liegt das nun daran, daß die Jugend jetzt überhaupt selbständiger denkt und handelt – jedenfalls seien Sie mir nicht böse, lieber Herr Ward, aber ich kann Ihnen die Einwilligung zur Ehe mit meiner Tochter nicht geben, die müssen Sie sich von ihr selbst holen!“

Etwas befremdet war Frieder Ward doch von dieser Ablehnung, die sich nicht einmal gegen seine Person richtete und die nur in dem mütterlichen Unvermögen bestand, über die Tochter und ihr künftiges Leben zu entscheiden.

„Darf ich Ihnen inzwischen Tee eingießen? Und eine Zigarre nehmen Sie auch noch! So, und nun sagen Sie mal, schließlich sind Sie doch ein praktischer Mensch und wissen gut, daß Summen, wie Hedda sie verdient, schließlich Vermögen ausmachen, besonders bei einer vernünftigen Wirtschaftsführung, und Geld ist doch die beste Grundlage für eine zufriedene und glückliche Ehe!“

„Sicherlich, gnädige Frau! Aber ich will mein Leben nicht aufbauen auf der Tätigkeit oder dem Geld meiner Frau, und außerdem ... warum soll ich es nicht offen sagen: Ich will eine Frau allein für mich haben! Diese Liebesszenen, die sie da zu spielen hat, sind mir in der Seele zuwider ... da kann ich nicht ruhig bleiben. Sie haben es ja heute abend gesehen, gnädige Frau. Schwer genug ist's mir geworden, von Hedda fortzugehen, aber ich bin Ihnen doch von Herzen dankbar, daß Sie mich mitgenommen haben! Und ich denke auch gar nicht daran, wieder hinzugehen zu Hedda, wenn die Bühnenmenschen da sind. Hedda gehört mir, und sie darf nur für mich da sein und leben!“ Und als wollte er seinen Ausspruch noch besonders bekräftigen, stand er jetzt auf, neigte sich tief über die Hand der Dame und küßte sie voller Respekt.

„Ich weiß, Sie werden es mir nicht verargen, daß ich so ehrlich und aufrichtig zu Ihnen spreche, gnädige Frau. Heute kennen Sie mich noch nicht. Aber wenn Sie mich kennen, werden Sie beruhigt und ohne Sorge um das Schicksal Ihrer Tochter sein.“

12. Kapitel

In der „Blauen Grotte“, in der Ward und Hedda sich um zehn Uhr trafen, war heute Hochbetrieb. Das Licht, das den silberblauen Schein in der berühmten Höhle auf Capri vortäuschen sollte, erinnerte in Wirklichkeit mehr an eine taghelle Mondnacht. Aber die Wirkung war überraschend. Die Seitenwände der großen Gaststube waren zu Dioramen ausgemalt, die Capri und Amalfi darstellten, und man hatte in der Tat die Vorstellung einer Nacht an der Küste des blauen Meeres. Die Kellner waren wie italienische Gondolieri gekleidet, die vier Musiker – zwei Geiger, ein Cellist und ein Klaviervirtuose – trugen bunte Jacken und weiße Beinkleider, und die Musik selbst war ein Schmachten und Wiegen, ein wohliges Sichdehnen im dolce far niente des Südens.

Das war für Heddas leicht bezauberte Seele eine angenehme Sensation. Frieder Wards kühle, nordische Natur ließ sich nicht so leicht mitreißen. Sie wollten erst bei Fröhlich essen, aber dort waren heute, am Samstagabend, gewiß die Leute vom Theater und Film versammelt. Daß es hier in diesem Moderestaurant dasselbe sein würde, hatte er nicht vorausgesehen, sonst wäre ihm eine stille Weinstube lieber gewesen.

Eben sprachen sich die Liebenden über Heddas Künstlernamen aus.

Er sagte überlegen:

„Mir sind Pseudonyme an sich immer verdächtig gewesen. Wenn einer bei dem, was er tut, mit ganzem Herzen dabei ist, dann hat er es nicht notwendig, sich hinter angenommenen Namen zu verstecken. Aber ich kann mir ja denken, du hast es deiner Verwandten wegen getan, Hedda. Der Onkel General und der Geheime Regierungsrat von Bergen würden wahrscheinlich nicht sehr erbaut sein, ihren Namen auf den Kinoprogrammen zu finden.“

Hedda mußte das innerlich zugeben; nur war sie nicht sehr erfreut, es gerade aus Wards Mund zu hören.

„Ich bin überall gern gesehen bei meinen Leuten als Hedda Montes, und ich habe mir meinen Namen selbst gemacht, nicht der Name mich!“

Sie lächelte, doch er merkte, daß sie ein wenig verstimmt war. So streichelte er ihren Arm.

„Nicht böse sein, Liebes, ich kann mich nun mal doch nicht anders machen als ich bin.“

„Na, hör' mal. Du machst es dir ein bißchen bequem. Auf diese Weise muß ich mich also ändern, wenn wir uns immer verstehen wollen.“

Er hob ein wenig die Schultern.

„Einer muß der Führende sein in der Ehe.“

„Es gibt aber doch noch gar keine Ehe!“ sagte sie rasch. „Und wo steht geschrieben, daß es immer der Mann sein muß, der führt?“

„Ach du“, scherzte er, „wir sind doch nicht hierhergekommen, um Probleme zu lösen! Du siehst heute wieder so entzückend aus, daß ich nichts anderes tun möchte, als dich ansehen und ...“

Hedda war eine Frau, und welche Frau kann solchem Wort widerstehen? Sie küßten sich mit den Augen und waren in dem menschenvollen Lokal, in dem kaum ein Plätzchen frei war, mit sich ganz allein.

Da blickte Ward auf und sah einen Herrn an den Tisch treten, der nur für zwei Personen Platz bot – er hatte ihn so ausgesucht – und sich vor Hedda verbeugen.

„Meine allergnädigste Frau! Ich bin bezaubert, daß ich Sie hier treffe. Gestatten Sie, daß ich Ihnen auch meinen Freund, Mr. Stanhope, vorstelle. Er möchte Sie so gern kennenlernen!“ Der Sprechende verbeugte sich jetzt vor Ward und sagte höflich:

„Graf Steinegg.“

Ward murmelte etwas. Auf seinem Gesicht hatte sich auch die letzte Spur eines Lächelns verloren. Wütend und kaum imstande, sein Gleichgewicht zu bewahren, hörte er den Grafen Hedda bitten, einen Augenblick an ihrem Tisch Platz nehmen zu dürfen, er habe mit der gnädigen Frau etwas Wichtiges zu besprechen.

Hedda fürchtete, daß an ihrem Liebeshimmel eine neue Wolke heraufzog, und konnte doch diese Bitte nicht abweisen. Auf einen Wink des Grafen brachte der Italiener, der sie bediente, zwei Hocker, und die Herren nahmen rechts und links von Hedda Platz.

Die Einsicht, daß eine Frau, die so in der Öffentlichkeit steht und die von ihrem Ruf und Namen lebt, wo immer sie auch erscheint, Rücksicht nehmen muß auf diejenigen, die bewundernd an sie herantreten – diese Erkenntnis fehlte Frieder Ward vorläufig. Er sah in dem Auftreten der

beiden jungen, eleganten Leute nur eine unerwünschte Annäherung. Er sprach daher auch nicht, sondern fing langsam zu essen an.

„Guten Appetit!“ sagte der jüngere der beiden Fremden. Ward überhörte das. Derweil unterhielt sich Graf Steinegg, der durch sein blitzendes Monokel Hedda unverwandt ansah, mit der Schauspielerin. Aus seinen Worten ging hervor, daß er der Vertreter einer großen italienischen Automobilfabrik war und daß er es begrüßen würde, wenn Hedda einen Wagen seiner Marke führe.

„Nicht etwa zahlen sollen Sie, meine Gnädigste! Keine Idee! Wir stellen Ihnen den schönsten Wagen in jeder gewünschten Farbe und Karosserie direkt vor das Tor Ihrer Villa. – Sie brauchen nur zu befehlen!“

Hedda wehrte sich lachend gegen den Eifer des Grafen.

„Ich bin ganz zufrieden mit meinem Auto, und wie dürfte ich auch ein solches Geschenk annehmen? Schließlich müßte ich so oder so doch bezahlen!“

„Aber nein, meine Allergnädigste, ich gebe es Ihnen – wenn Sie wollen – schriftlich. Es erwächst Ihnen keine Verpflichtung. Sie sollen nur mit unserem Wagen fahren. Für uns ist es von höchstem Wert, die Milanoklasse in Ihrem Land bekannt zu machen. Sie werden gewiß gehört haben, daß im vorletzten Jahr beim Rennen in Monte Carlo unser Wagen den zweiten Platz davongetragen hat.“

Es wurde Hedda nicht leicht, den lebenswürdigen Mann abzuweisen, der im eifervollen Bestreben, sich und seine Marke durchzusetzen, Heddas schlanke Hand ergriff und sie küßte.

Die Schauspielerin zog ihre Hände fort. Ein Blick auf den ihr gegenüberstehenden Ward zeigte ihr, daß sie nicht für lange mehr mit seinem Stillsitzen rechnen konnte.

Nun trug auch der andere junge Mann Hedda seine Bitte vor. Er war Journalist, arbeitete für ausländische Blätter und wollte für ein englisches Modejournal ein Foto aus dem neuen Film „Lakschmi, die Gütige“ haben.

„Ich bin ganz unglücklich, Mr. Stanhope, daß ich Ihnen und Ihrem Freund einen Korb geben muß. Ehe der Film nicht in Deutschland herauskommt, kann ich Ihnen auf keinen Fall ein Bild versprechen, das würde mir meine Direktion sehr übelnehmen! Und Sie, lieber Graf, müssen sich ebenso trösten: Ich kann als deutsche Schauspielerin von

Ruf nur deutsche Wagen fahren. Das werden Sie, meine ich, auch einsehen!“

Der Graf machte noch viele Einwendungen. Hedda möge es sich doch noch einmal überlegen. Er und sein Freund – mit einem lächelnden Blick auf Ward – wollten sie jetzt ihrer Gesellschaft nicht länger entziehen.

Damit erhoben sie sich, grüßten Hedda vertraulich, der Ungar mit einem Handkuß. Dann empfahlen sie sich mit gemessenem Neigen vor Frieder Ward.

„Wie lange soll ich das noch ertragen?“ fragte er, als sie allein waren. Und dann zum vorbeieilenden Kellner:

„Bitte, nehmen Sie die beiden Sitze fort!“ Und leiser, daß es nur Hedda verstehen konnte: „Sonst kommen am Ende noch ein paar von diesen gräßlichen Kerlen!“

Hedda sah den Freund voll Zärtlichkeit an. Sie erwiderte absichtlich nichts, um nicht eine neue Mißstimmung hervorzurufen. Sie nahm sich vor, Ward bei der ersten Gelegenheit, wo sie allein und ungestört waren, klaren Wein einzuschenken über ihr Dasein und ihre Lebenspflichten.

Und jetzt wollten sie gehen. Sie hatte genug von den Begegnungen, die bei aller Harmlosigkeit immer wieder Mißstimmungen aufreißen konnten. So stand sie, während Ward zahlte, auf und schob sich zwischen den dichtgedrängten Reihen der kleinen und großen Tische hindurch, dem Ausgang zu.

13. Kapitel

An einem Aprilsonntag, so warm wie sonst nur die Tage im Hochsommer, hatte Ward Hedda schon früher abgeholt. Dann waren sie nach dem Frühstück hinausgefahren in die Täler, die sich hinter Strausberg weit ins Land ziehen. In Frauensee wollten sie zu Mittag essen. Aber als sie Heddas Wagen eingestellt hatten, verloren sie sich so in der Natur und ihrer Schönheit, wanderten so weit ins Blaue hinein, daß die Sonne niederging, ohne daß sie an die Heimkehr dachten.

Da war zwischen Tannenschonungen ein Birkenbruch, das von tausend Vogelstimmen jubilierte. Die Luft hing wie ein zartblauer Seidenschleier zwischen dem mailichen Grün der Birken, deren Stämme silbern in der Sonne leuchteten. Der Tag war so hell, so sonnentrunken und leuchtend, daß es schien, als wäre alles Schwarze, Trübe und Traurige aus der Welt verschwunden.

Da saßen die beiden auf einem Mooshügel und vor ihnen gaukelten bunte Falter, die zu früh aus ihrer Puppenhülle geschlüpft waren.

Hedda wies versonnen darauf hin.

„So kommt mir unsere Liebe vor, Frieder! Das ist alles viel zu schnell gegangen, wir haben uns beide gar nicht darauf vorbereiten können.“

Er sah sie zärtlich an und wollte sie an sich ziehen, aber sie lehnte sich zurück.

„Nein ... nachher! Jetzt wollen wir einmal wirklich ernst miteinander sprechen. Wir sind nun über ein Vierteljahr zusammen, und es ist noch kein Tag gewesen, an dem ich dich nicht liebgehabt hätte ... unaussprechlich lieb.“

Jetzt umschlang sie ihn selber.

„Einmal müssen wir uns ja klarwerden, denn wir ... es ist doch nur ein Waffenstillstand zwischen uns beiden.“

Er lachte hell auf wie ein lustiger, glücklicher Junge.

„Also war's zuerst ein Kampf? Ja, Liebstes?“

Hedda nickte.

„Und ist es noch. Alle Tage und in jeder Stunde. Wenn wir es uns auch nicht sagen. Wir wissen es und denken in jedem Augenblick daran.“

Ich so wie du und du wie ich selber!“

Da meinte er mit tiefem Atemholen:

„Natürlich! Wenn wir ehrlich sind, müssen wir es einander gestehen. Ich liebe dich und will dich haben ... aber anders, als du jetzt bist!“

„Und ich“, fiel sie rasch ein, „ich fürchte, daß ich mich nicht ändern kann. Heute morgen, ehe du kamst, da habe ich förmlich Angst gehabt vor unserem Beisammensein, und als du dann da warst, da sahst du so sorgenvoll und so bedrückt aus ... so, als wenn du selber dich mit deinen Ängsten gequält hättest!“

Er nickte mehrmals.

„Das hab' ich auch ... bloß aus einem ganz anderen Grunde. Das hat mit dir und unserer Liebe nichts zu tun ... oder doch nur indirekt.“

„Was ist es denn? Willst du es mir nicht sagen?“

„Doch, du mußt es sogar wissen; es handelt sich um meine Leute draußen in Maltitz, um Mela und ihren Vater.“

„Ich denke, sie heißt Melitta.“

„Ja, ich nenne sie immer Mela.“

„Hast du sie früher geliebt?“

Ward sah die Fragende voll an.

„Nein, niemals. Ich bin ihr immer nur gut gewesen, aber wie meiner Schwester, und das ist sie ja auch im Grunde genommen für mich.“

„Und was ist jetzt mit ihr?“

„Ihr Vater war gestern bei mir. Ich hab' dir schon erzählt, daß mein Pflegevater eine unglückliche Vorliebe für starke Getränke hat. Es braucht nicht gerade Schnaps zu sein, aber alter Portwein, Sherry, überhaupt alle diese feurigen Flüssigkeiten, davon kann er nicht lassen, obgleich der Arzt es ihm streng verboten hat.“

„Ja.“ Hedda wurde ungeduldig. „Aber was hat das mit ...“

„Mit dir und mir zu tun, meinst du? Leider viel mehr, als mir lieb ist!“

„Melitta liebt dich? Ja?“

Er nickte mehrmals.

„Sie liebt mich, und ich glaube, sie hat nie an einen anderen Mann gedacht, obwohl sie ein sehr nettes Mädels ist. Viele finden sie hübsch,

nur für meinen Geschmack zu nüchtern.“

„Und nun bist du in der schrecklichen Lage eines Menschen, der nicht undankbar sein möchte und der doch letzten Endes nicht mit seiner Person und seinem ganzen Leben die Schuld bezahlen will.“

„Ja! Ja! So ist es! Ich hätte es dir längst schon sagen sollen, Liebes, und ich hab’ mich auch nicht davor gefürchtet, es hat sich nur nicht so ergeben, und dann war ich immer so sehr mit dir und mit mir und mit unserer Zukunft beschäftigt!“

Hedda lächelte. Sie nahm Wards Hände und sah ihm tief in die Augen.

„Und da sind wir nun wieder beim Anfang angekommen. Daß Melitta Tattenbach dich liebt, ist traurig für sie, aber es kann meine Liebe zu dir nicht hindern. Wenn ich allein bin, dann sinne ich darüber nach ... und muß immer von neuem grübeln.“ Ihr Blick glitt von ihm ab, und es war, als wenn sie sich nach innen kehrte. „Ich habe doch auch Pflichten gegen die Familie ... hat meine Mutter nicht mit dir darüber gesprochen?“

„Doch! Das hat sie, und ich wäre ein schlechter Kaufmann, wenn ich die Schwierigkeiten übersehen würde, die sich daraus für uns beide ergeben. Daß ich dir mit dem Augenblick, wo du dein Schicksal in meine Hände legst, auch die Sorge für die Deinen abnehme, ist selbstverständlich!“

„Wirst du das aber auch können, Frieder?“ unterbrach ihn Hedda. „Seitdem ich diese Einnahmen habe, ist bei uns ziemlich alles auf einen großen Etat zugeschnitten. Mama macht ihre Badereise und fährt auch, wie jetzt eben, im Winter in irgendeinen Kurort. Die Tanten brauchen dies und das, und Adalbert kommt auch mit seinem Gehalt nicht aus ... er hat vor einer Woche Geburtstag gehabt, und da hab’ ich ihm ... da hab’ ich ihm ein Pferd geschenkt, das hat er sich schon lange gewünscht.“

„Ja, war denn das nötig?“ meinte Frieder Ward fast vorwurfsvoll.

Hedda lächelte.

„Nötig und unnötig, das sind natürlich dehnbare Begriffe, aber für mich liegt das größte Glück und die schönste Freude im Leben im Geben. Ich freu’ mich selten, wenn ich was geschenkt bekomme ... außer von dir! Und es dauert immer eine ganze Zeit, bis ich mich über ein Geschenk so richtig freue. Aber wenn ich einem andern was schenken kann, da bin ich tagelang glücklich! Siehst du, Frieder, und das

müßte ich alles aufgeben! Ich müßte um jedes Geld zu dir kommen, müßte dich bitten, und wenn du es als unnötig empfindest, wie jetzt eben, und mich zurückweisen würdest, dann hätte ich, glaube ich, gar nicht mehr den Mut zu einer Bitte!“

Er antwortete nicht. Sie saßen stumm nebeneinander. Die Luft um sie her glänzte noch ebenso blau und golden wie vorher. Die Vögel sangen, und von den silbernen Birken mit ihren lichtgrünen Gehängen wehte der Frühling mit seinem süßen Duft. Der Tag war hell und klar, leuchtend und trunken von Sonne. Und doch war es, als fiele jetzt über all diesen Glanz ein Schleier von Wehmut und Entsagen.

Hedda richtete sich zuerst auf.

„Du wolltest mir doch von deinem Pflegevater erzählen.“

Ward nickte.

„Ja ... er war gestern bei mir.“

Und da er wieder schwieg, fragte Hedda:

„Und was hat er von dir gewollt?“

Ward zuckte die Achseln.

„Es ist ja eigentlich lächerlich, daß ich darüber spreche ... er wollte wissen, ob es wahr wäre, daß ich ... daß ich dich auf dem Ball kennengelernt habe ... und ob wir wirklich heiraten wollten, oder ...“

Heddas zarte Nasenflügel bebten ein wenig. Man sah, daß sie nicht daran dachte, empfindlich oder gekränkt zu sein. Sie begriff einfach das Komische in der Frage von Vater Tattenbach und nahm sie ihm nicht übel.

„Na, und was hast du ihm gesagt?“

Ward lachte ein bißchen verlegen.

„Was soll ich ihm gesagt haben? Es ist natürlich schrecklich peinlich, wenn der Vater eines Mädchens kommt ...“

Er verstummte wieder.

Hedda streichelte seine Wange.

„Du kannst doch nichts dafür! Und es ist ja rührend, daß der alte Mann ...“

„So alt ist er noch gar nicht!“

Ohne sich stören zu lassen, fuhr Hedda fort:

„... daß er zu dir kommt und für sein Kind bittet.“

„Ja, aber es ist doch unangenehm!“

Hedda schüttelte den Kopf.

„Etwas Unangenehmes kann ich darin nicht sehen. Das Mädchen selbst – wenn es so ist, wie ich es mir vorstelle –, das kann nicht zu dir kommen und sagen: Lieber Frieder Ward, ich hab’ dich lieb ... heirate mich doch! Aber der Vater kann es ruhig tun, da finde ich gar nichts dabei. Daß es für dich eine heikle Situation war ...“

Ward schüttelte abermals den eckigen Kopf.

„Nö ... war’s gar nicht! Wenn ich was nicht will und hab’s mir reiflich überlegt, da sage ich’s rundheraus. Ob ich mir oder anderen damit weh tue, das ist mir gleich. Es muß gesagt werden, also sag’ ich’s!“

Hedda hob den Blick.

„Wer doch auch eine solche Unbeugsamkeit besäße! Ich kann mich nicht so leicht hinwegsetzen über die Gefühle der anderen bei dem, was ich tue ... Was sagte denn der alte Herr nun?“

Ward war die Erörterung sichtlich unbequem; er zwang sich zur Antwort:

„Wir haben gar nicht so viel gesprochen. Ich sagte, ich würde dich heiraten, und damit war’s erledigt!“

Hedda dachte: Das ist aber doch gar nicht erledigt!

Ward sprach weiter:

„Nachher gingen wir in eine Weinstube ... nicht meinetwegen. Tattenbach lud mich ein, und ich konnte unter diesen Umständen natürlich nicht nein sagen. Na, und da hat er denn leider auch wieder eine ganze Menge getrunken ... ich hab’ ihn dann nach Maltitz gefahren, er wollte aber nicht, daß ich mit ins Haus käme, Melitta hätte ihm ausdrücklich verboten, mich aufzusuchen.“

Nun wurde es wieder still zwischen ihnen, und der Druck, der auf ihren Seelen lag, war nicht behoben.

„Wir haben uns zu schnell gefunden“, wiederholte Hedda, „der Wein ist zu früh in die Gläser gegossen!“

Eine tiefe Unmutsfalte erschien zwischen Wards starken Brauen.

„Du verdirbst dir dein Leben mit lauter Grübeleien, Hedda! Es ist doch selbstverständlich, daß Schwierigkeiten entstehen, wenn zwei Menschen wie wir zueinander kommen!“

„Ich habe aber Angst um dich!“ sagte sie leise. „Ich habe Angst, daß ich dich verliere!“

Sie stand plötzlich auf, setzte sich auf seinen Schoß, umschlang seinen Hals mit beiden Armen und küßte ihn.

„Ich weiß ja nicht, warum ich dich so schrecklich liebhab! Und ich will auch alles für dich hergeben ... manchmal, wenn ich nachts an dich und an unser Glück denke, dann scheint es mir gar nicht so schwer. Dann nehme ich mir vor, morgen nach der Unitas hinauszufahren, meinen Kontrakt zu lösen und alles aufzugeben, woran ich hänge ... bloß, weil ich dich so liebhab!“

Er nahm sie in den Arm und flüsterte in ihr Ohr leise, zärtliche Worte, und sie hing an seinem Mund, kosend, glücklich und berauscht von einer Leidenschaft, die alles geben und nichts mehr verweigern wollte.

Da, wie sie ihm entgegenglühte, und wie er fühlte, daß sie sein war, ganz sein, da drängte sich die Frage auf seine Lippen: Wer der war, den sie zuerst geliebt, der zuerst ihre Gunst genossen hatte.

Sie nahm ihr Gesicht von dem seinen weg, bog den Kopf zurück und sah ihn mit einer überraschten Frage im Blick an. Nach Sekunden sagte sie:

„Der erste? Du bist der erste, den ich wirklich liebe!“

Mit einem ungläubigen Lächeln wiederholte er:

„Ich? Ich bin der erste?“

Sie lachte gezwungen, von einer bösen Ahnung wie von schwarzen Schwingen gestreift.

„Ja ... was hast du denn geglaubt?“

Und er, mit unsicherem Achselzucken:

„Ja ... du bist doch ... du warst doch von früh an beim Theater und jetzt beim Film ...“

„Ach, und du meinst, da wirft sich jede weg an den ersten besten, der ihr in den Weg kommt?“

Jetzt war ihr Gesicht unnachgiebig und hatte einen kalten, traurigen Zug. Er wollte sie küssen, sie entzog sich ihm.

„Sage mal: Wie stellst du dir das eigentlich vor, Frieder, wenn eine Frau einen Mann liebt ... wenn sie ihn so liebt, daß ihr gar nichts mehr bleibt von ihrem eigenen Leben ... daß sie alles für ihn aufgibt oder aufgeben soll, und daß sie nur noch eins kennt: die Leidenschaft, die große, unüberwindliche Liebe für ihn?“

Hedda stand, und Frieder Ward erhob sich ebenfalls.

„Das ist merkwürdig!“ sagte er spöttisch. „Aber du zerreißt jede Stimmung mit deinen Grübeleien!“

„Ich? Nein, Frieder, ich hab’ nur so viel Angst vor dem, was ich kommen sehe ... ach, ich möchte mit meinen beiden Händen unser Glück festhalten ... aber geht es denn? Ich kann doch nicht still sein und ruhig zuhören, wenn ich merke, wie wenig du mich kennst und wie wenig du meinen inneren Menschen verstehst!“

Und er, wieder überlegen und spottend:

„Ich glaube, ich versteh’ dich besser als du dich selber. Bloß ich stehe fest im Leben und laß mich nicht von jedem Luftzug umblasen. Du als Schauspielerin, du kannst dir vielleicht den Luxus solcher Sentimentalitäten leisten ... ich habe keine Zeit und habe auch keine Lust dazu!“

Hedda glaubte, er habe eingesehen, wie lieblos und ungerecht er gewesen war und wie er mit ungeschickter Hand ihr Schönstes und Bestes angetastet hatte. Sie hätte ihm vielleicht auf dem neuen Pfad, den er einschlug, folgen und seine taktlosen Reden überhören sollen ... aber das bekam sie nicht fertig! Es war ihr einfach unmöglich, jetzt so zu tun, als wenn nichts Störendes zwischen sie getreten wäre. Und sie fragte:

„Sag’ mal, Frieder, nimmst du bloß aus der Tatsache, daß ich beim Theater und Film war, die Berechtigung, so an mir zu zweifeln?“

Sie gingen jetzt nebeneinander her. Er hatte ihre Frage wohl gehört, aber er antwortete nicht gleich. Sie las in seinen Zügen kühle Überlegung und dann den Entschluß, zu sagen, was er dachte.

„Einen Perlenschmuck, der Hunderttausende oder sogar eine Million gekostet hat, den bekommt man doch nicht für nichts und wieder nichts!“

Sie blieben stehen.

Ein Schauer ging über sie hin, und ihr Gesicht entfärbte sich, als liefe alles Blut zurück in ihr verwundetes Herz. Sie hatte ihn sofort verstanden. Vielleicht war dieses alberne und häßliche Gerücht ihr auch

sonst schon zu Ohren gekommen. Denn sie wußte in derselben Minute, was er ihr zum Vorwurf machte.

„Der Schmuck, den du meinst, besteht aus Bongignonperlen. Er kostet zweihundertfünfundsiebzig Mark, ich habe ihn mir vor einem Jahr für die Rolle der Königin Elisabeth gekauft.“

Jetzt wandte er, der einen Schritt vorausgegangen war, sich rasch um. Sein Gesicht, dessen gewalttätiges Kinn ihr nie so aufgefallen war, zeigte Schrecken und Überraschung.

„Verzeih“, stammelte er. „Ich habe es gehört ... und natürlich ... wenn man eine Frau so liebhat ...“

Hedda schüttelte den Kopf und sagte schnell:

„Wenn man eine Frau so liebhat, dann traut man ihr nicht zu, daß sie sich von irgend jemandem, und wenn's selbst ein König wäre, kaufen und entehren läßt.“

Sie gingen plötzlich schneller. Dann lief sie. Und sie hörte nicht auf sein Bitten, Drängen und Flehen. Da, wo die Kiefern, die im Maiwuchs blühten, sich ans Bruch schlossen, verschwand sie in einem Seitenweg.

Nun lief er. Er rannte. Bog in den Querweg. Kehrt um, als er Hedda nicht sah, kam zurück. Er stand plötzlich verlassen in Angst und Sorge, in Reue und Ärger über die Frau und über sich selbst, allein im Wald. Es wurde dunkel. Eine große Wolke hatte sich vor die Sonne gestellt, die ihr Licht verlor und die einen finsternen Schatten vor das Leben und vor die Zukunft schob.

14. Kapitel

Als Frieder Ward am nächsten Morgen erwachte, spürte er einen bitteren Geschmack; die Augen brannten ihm, und in seinem Kopf war ein Rumoren und Dröhnen, als hätte er die Nacht in einem Hammerwerk zugebracht. Langsam kamen ihm die Ereignisse wieder ins Gedächtnis: Er hatte eine Stunde und länger im Wald gesucht, hatte Hedda nicht gefunden und war dann zurück nach Frauensee gelaufen. Aber auch da war sie nicht. Er blieb dort bis zum Abend. Dann setzte er sich in Heddas Auto und fuhr nach ihrer Villa in Birkental.

Heddas Chauffeur kam eben aus dem Gartentor und meinte mit einer Miene, als habe er den Auftrag, einen lästigen Bittsteller abzuweisen: Die gnädige Frau sei bereits zu Hause. Sie fühle sich aber so wenig wohl, daß sie niemand empfangen könne.

Wortlos, ohne Gruß, gereizt, als sei ihm selbst die schwerste Beleidigung zugefügt worden, ging Ward zu Fuß nach der Bahnstation und war erst um sieben Uhr in Berlin. Zu Hause fand er einen Geschäftsfreund von außerhalb, der schon seit mittag dasaß. Fräulein Erler, die geschäftseifrig auch des Sonntags kam, um dringende Post zu erledigen, wartete, dem Besucher zur Gesellschaft, getreulich mit. Sie hörte kaum ein Wort der Begrüßung, geschweige denn des Dankes. Ward ging an den Schreibtisch, nahm eine von den schweren, dunklen Zigarren, bot auch seinem Besucher an und warf sich auf das Ledersofa.

„Sei'n Sie nicht böse, lieber Lehmann ... mir ist heute übel mitgespielt worden ... ich muß mich erst wieder ein bißchen zurechtfinden.“

„Dann ist es wohl das beste, ich gehe wieder. Wir können ja morgen ... ich wollte Sie nämlich abholen, ich habe Karten für das Korso.“

Ward sprang auf.

„Aber großartig! Natürlich! Ich geh' gern mit ... nein, Sie sollen nicht gehen, ich bin froh, daß Sie da sind und bin gern mit Ihnen zusammen!“

Und er, der sonst so Gemessene und Gleichmütige, nahm rasch Hut und Mantel, wandte sich kaum an Fräulein Erler, die ihm kopfschüttelnd nachsah, und war mit dem Geschäftsfreund draußen.

Die warme, dunstige Luft zwischen den hohen Häusern, die den ganzen Tag die Glut der Sonne getrunken hatten, empfand Frieder Ward übel. Er wollte hinaus ins Freie. Doch bei dem Gedanken an den Wald, an den Sonnenschein und an den Atem der Einsamkeit, der ihn mit Hedda Montes umweht hatte, ergriff den großen, starken Menschen eine nervöse Unrast. Aber er wollte fort, gleichviel wohin. Und so ging er neben dem Geschäftsfreund einher, die Kalkreuthstraße hinauf bis an die Ecke der Kleiststraße, rief ein Auto an und ließ den Begleiter vor sich einsteigen.

„Ja, wohin fahren wir denn eigentlich? Für das Korso ist es noch zu früh.“

Ward sagte gegen seinen Willen:

„’raus ins Freie. Ich muß Luft haben, mir ist die ganze Welt zu eng.“

Ein bißchen später saßen sie am Havelufer in einem Restaurant. Irgendwo spielte eine Kapelle, windverweht kamen die Klänge über die Fluten. Und wie um ihn zu quälen, erklang die Melodie eines Liedes, auf dessen Text er sich lange besinnen mußte, bis er endlich darauf kam, daß es ein alter Gassenhauer war, den er vor vielen Jahren gehört und selbst zum Klavier gesungen hatte.

„Denn so wie ich dich lieb’,
so liebt dich keiner mehr,
so liebt dich keiner auf der ganzen Welt!“

Frieder Ward hätte laut aufschreien mögen. Sein Bekannter sah, wie er die Fäuste ballte, wie sein schmallippiger Mund zu einem dünnen, blutlosen Strich wurde. Besorgt fragte er:

„Fehlt Ihnen was, Herr Ward?“

„Ja ... ich muß was trinken!“

Ward hatte vorher beim Kellner Rheinwein, einen Eiskühler und weißen Portwein bestellt, dazu Ananas und – der Geschäftsfreund protestierte energisch – französischen Kognak. Aber Ward ließ sich nicht abhalten. Er goß zu dem Inhalt der beiden Rheinweinflaschen den Portwein und gab noch einen tüchtigen Schuß Kognak dazu.

„Die Ananas ist eigentlich überflüssig“, meinte er dann, „aber wenn Sie’s so lieber trinken ...“

Der andere nickte und leerte langsam den ersten Pokal, den Ward ihm füllte. Der hatte schon den zweiten hinuntergegossen, schenkte sich eben

das dritte Glas ein, dabei rauchte er unablässig. Er starrte vor sich hin und lachte grollend. Er sah selbst ein, der andere mußte ihn für verrückt halten ... aber er hätte nicht anders sein können, als er war.

Er trank Glas auf Glas. Und während der Wein sein Hirn zu umnebeln begann, zogen langsam die Bilder dieses Tages an ihm vorüber. Er war nie richtig verliebt gewesen – ehe er Hedda kennenlernte. Ein flüchtiges Abenteuer hier und da ... Einmal hatte er sich auch eingeredet, daß es wirklich die Richtige wäre. Aber das war gleich wieder vorbei und so ausgelöscht, daß kaum die Erinnerung blieb. Bis er auf den Ball ging ... auf diesen Filmball ... und sie sah ...

Ward hatte vergessen, wie lange sie beide da draußen noch gesessen hatten. Er war immer düsterer und schweigsamer geworden, und am Ende waren sie im Auto heimgefahren.

So verging die erste Nacht nach der Trennung von Hedda, und er fürchtete sich vor der zweiten.

Natürlich war es heute früh sein erstes gewesen, daß er versuchte, sie anzuklingeln. Aber er hörte nur die Stimme der Jungfer, schnippisch und kurz:

„Die gnädige Frau schläft noch und fährt nachher sofort ins Atelier!“

Also sie wollte nichts mehr von ihm wissen! Auch sprechen wollte sie ihn nicht mehr, nicht mal ein armseliges Wort hatte sie mehr für ihn übrig ... War das die große Liebe, die Leidenschaft, die nicht von ihm lassen konnte im Leben und im Sterben? Sie grübelte doch sonst über alles und hörte nicht auf, nachzudenken und Probleme zu lösen! Hier, wo sie wirklich hätte denken müssen, an ihn denken und nur an ihn – hier versagte sie ... kein Abschiedswort, keine Erklärung, nur eine kühle Entschuldigung, die sie obendrein durch ihre Zofe bestellen ließ.

Ach! Er ließ die Fotografie fallen und schlug die Hände vors Gesicht, das war unerträglich ... er mußte es noch einmal versuchen!

Er nahm den Hörer, ließ sich zitternd vor Ungeduld die Verbindung geben und vernahm abermals die Stimme der Jungfer:

„Die gnädige Frau ist ins Atelier gefahren und wird wahrscheinlich heute abend für einige Tage verreisen.“

Mit knirschenden Zähnen legte Frieder Ward die Muschel auf die Gabel ... das hieß, sie wollte endgültig mit ihm Schluß machen! Er hatte

sie verletzt und beleidigt, und sie verurteilte seine Liebe zum Tode ...
Sie ging fort. Sie verließ ihn ohne Gruß und Lebewohl!

15. Kapitel

Hedda war bei ihrer Mutter in der Maaßenstraße. Sie lag, mit der buntgestrickten Wolldecke zugedeckt, auf dem Sofa, und Frau von Bergen brachte ihr eben eine Tasse Pfefferminztee.

„Muß ich denn das alte Zeug trinken, Mama?“ meinte Hedda, deren Gesicht blaß und müde zu der Mutter aufsah.

Frau von Bergen strich ihr über das Haar.

„Trink nur, Hedda, es ist das beste Mittel gegen Migräne. Ach, die hab' ich so oft gehabt. Du weißt doch, Papa war ein wundervoller Mann, und ich glaube nicht, daß ich außer ihm einen geliebt habe, aber Krach hat's häufig gegeben! Und danach hatte ich immer diesen bohrenden Kopfschmerz ... und so etwas mußt du nun von mir erben!“

Ihr gutes Gesicht neigte sich zu Hedda. Dann setzte sie sich in den hohen Lederstuhl, der, wie alle Möbel hier, aus einer entschwundenen Epoche stammte, und schwieg. Sie fragte die Tochter nicht, weil sie wußte, daß ein Herz, das voll ist von Sorge und Trauer, nicht gefragt werden will, sondern sich zu seiner Zeit selbst offenbart.

Da fingen Heddas Tränen an zu fließen.

„Du sagst doch gar nichts, Mama!“ schluchzte sie.

„Was soll ich dazu sagen? Raten läßt du dir nicht, und das kann man ja auch kaum.“

Hedda nahm das Schildpatt-Täschchen, das neben ihr lag, und holte einen Brief hervor.

„Den hab' ich heute früh bekommen.“

„Heute früh?“ fragte Frau von Bergen. „So ... was schreibt er denn?“

Es fiel ihr nicht ein, nach dem Brief zu greifen. Sie war dazu erzogen, das Persönliche im Menschen zu respektieren, auch bei ihren Kindern. Sie wartete, ob Hedda selbst ihr etwas aus dem Brief mitteilen würde.

Der sah man an, wie sie sich innerlich mühte, mit ihrem Leid fertig zu werden und wie schwer es ihr wurde, die Mutter in die vielverschlungenen Pfade ihrer Herzensnot hineinblicken zu lassen. Dann fing sie doch an und las vor:

„Meine geliebte Hedda!

Heute ist der dritte Tag, daß ich Dich nicht gesehen habe. Ich bin verzweifelt! Ich kann und kann es nicht glauben: Du solltest Dich von mir trennen? Und weshalb? Wegen eines unbedachten Wortes, eines dummen Geredes wegen, an das weder ich noch irgendein anderer Mensch geglaubt hat! Es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich mich so demütigen muß. Ich kann doch ohne Dich nicht leben! Du, bist doch mein Glück, meine Liebe und meine Seligkeit! Ich will nichts mehr von Dir verlangen, Du sollst tun und lassen, was Du willst, nur komm' wieder zu mir, bleib' bei mir und hab' mich lieb!“

Hedda hatte unter Schluchzen gelesen. Die Zeilen waren verwischt von ihren Tränen.

Frau von Bergen war sehr gerührt. Endlich sagte sie:

„Und was machst du nun? Was wirst du tun?“

Hedda hob die Schultern. Sie hatte nur Tränen. Und die gutmütige Frau, die ihre Mutter war und die doch einen so ganz anderen Charakter als Hedda besaß, fing jetzt an, den, dessen Verbindung mit der Tochter sie gar nicht wünschte, zu entschuldigen.

„Sieh mal, Kind, die Männer sind doch anders ... sie legen ihre Worte nicht auf die Goldwaage. Nun ist er damals mit dem Bauunternehmer auf den Filmball gekommen. Natürlich haben sie geredet ... und wovon? Von euch Künstlern ... oder vielmehr von den Künstlerinnen, denn an den Männern liegt ihnen nichts.“

Sie machte eine kleine Pause, sie wartete, ob Hedda etwas erwidern würde. Die hatte ihre schönen Hände mit gespreizten Fingern vor die Augen gelegt und schwieg. Sie konnte das gut, das Bedürfnis zu reden hatte sie seltener als die Mutter.

Die ärgerte sich ein bißchen, daß Hedda so unzugänglich blieb und sagte kurz:

„Na, und nun sind sie eben auch auf dieses dumme Märchen verfallen! Denk' doch mal, wie interessant das ist – eine Frau kriegt für eine kurze Liebe eine runde Million geschenkt.“

„Das hätte er von mir nie glauben dürfen!“ fuhr Hedda auf. „Siehst du denn nicht ein, Mama, daß er damit sich selbst verraten hat? Ich bin nicht eingebildet ...“

„Na, na!“ machte die Mutter leise.

Hedda schüttelte den Kopf.

„Nein, wahrhaftig nicht! Ich weiß, ihr glaubt das alle, und wenn man so viel umschwärmt wird, und die Leute rennen einem nach in Scharen, und man kriegt Blumen und Geschenke und Briefe über Briefe ... da werden die meisten Menschen überheblich ...“

„Ja, Hedda“, erwiderte die Mutter, „so ganz frei bist du davon doch auch nicht! Sieh mal, ich will dir nicht zureden, Ward zu heiraten. Im Gegenteil, die Ehe mit ihm wäre nach meiner Überzeugung für dich ein Unglück. Aber man muß doch gerecht sein! Du siehst nur den Mann, und man muß schon sagen, er hat etwas Imponierendes für eine Frau! Er ist ein Kerl! Aber du zauberst in diese schöne, große Figur und in seine kraftvolle Männlichkeit eine Seele hinein, die gar nicht vorhanden ist. Und er bildet nicht etwa eine Ausnahme! Die wirklichen Männer sind alle so! Und die anderen, die Schlappen und Nachgiebigen, die sind zu wenig energisch für dich. Du bist eine von den Frauen, für die eigentlich überhaupt kein Mann paßt! Deine Energie sucht einen Menschen, der zartsinnig fein, rücksichtsvoll und, ich weiß nicht, was noch ist! Aber als Weib wünschst du dir einen ganz Starken, das ist das ewig ungelöste Problem bei allen Frauen.“

Hedda richtete sich langsam auf.

„Wenn ich nur wüßte, was ich machen soll! Ich möchte ihm ja antworten; aber dann ist er natürlich auch schon da, und ich weiß: Das erste ist eine lange Auseinandersetzung.“ Und da Frau von Bergen nichts erwiderte: „Nun sag’ schon was, Mama! Warum sprichst du denn gar nicht?“

„Weil’s keinen Zweck hat, Hedda ... Du weißt ganz genau, was du tun willst, ich kenne dich doch! So warst du ja von klein auf, ein richtiges kleines Karnickel. Wenn man eine Stunde lang auf dich eingeredet und schon geglaubt hat, man hat dich endlich überzeugt, dann hast du doch auf deinem Kopf bestanden. Und so weißt du auch jetzt ganz genau, was du willst!“

Hedda schüttelte den Kopf.

„Nein, das weiß ich diesmal nicht, Mama. Bisher hab’ ich’s immer gewußt oder zu wissen geglaubt ... aber diesmal – ich liebe ihn doch!“ Sie schrie plötzlich und sprang vom Ruhebett auf. „Ich liebe ihn!“

Sie hob ihre zarten Hände an die Schläfen und weinte so laut, daß die Mutter schnell zu ihr kam, den Arm um sie legte und nur bemüht war, ihr unglückliches Kind zu trösten.

Hedda beruhigte sich langsam, hin und wieder schluchzte sie noch.

„Wenn ich denke, ich soll ihn nicht mehr sehen und soll seine Stimme nicht mehr hören, dann hab’ ich das Gefühl, ich kann das Leben nicht ertragen ... aber wenn ich überlege, was er von mir verlangt hat, wie er alles bestimmen will, über meine Arbeit, über euch, meine Familie und über mein ganzes Leben ... dann ... warnt mich alles vor ihm!“

Sie ging im Zimmer auf und nieder und sagte plötzlich: „Ja, Mama, ich glaube, du hast recht. Wir können nicht glücklich zusammen werden ... und ich kann euch doch nicht einfach aufgeben ... und meine Arbeit, meine Kunst ... alles, woran mein Herz hängt!“

„Komm’, leg’ dich wieder hin“, meinte die Mutter, „sonst sind die Kopfschmerzen gleich wieder da!“

Hedda faßte rasch mit der Hand nach der Stirn, und dann legte sie sich gehorsam aufs Ruhebett, trank einen Schluck Pfefferminztee und fragte zaghaft:

„Soll ich ihm denn schreiben, Mama?“

In diesem Augenblick ging die Entreeklögel.

„Das ist er!“ sagte Hedda und bebte, als habe sie einen Schlag empfangen. „Ja, das ist er, Mama! Sage nicht, daß ich da bin, sage ihm, du weißt nichts, ich hab’ noch nicht mit dir gesprochen ... Sag’ ihm, du mußt erst mit mir reden. Ach, ich kann ihn jetzt nicht sehen! Ich kann nicht, Mama, ich weiß ja nicht, was ich ihm sagen soll!“

Halb liegend rang sie die Hände, und in ihren Mienen war nichts als Angst, Schmerz und Verzweiflung.

„Aber wie soll er denn hierherkommen?“ meinte Frau von Bergen.

Da klopfte es. Das Mädchen Emma trat ein und brachte eine Karte.

Frau von Bergen las den Namen und nickte Hedda beruhigend zu. Dann zu dem Mädchen:

„Führen Sie den Herrn in den Salon, ich käme bald.“

Und kaum, daß das Mädchen draußen war, ergriff Hedda ihrer Mutter Arm und bat mit entfärbten Lippen:

„Was sagst du ihm, Mama? Bloß nicht, daß ich hier bin! Ich habe die Kraft nicht, ich kann ihn nicht sehen!“

„Aber sei doch ruhig, ich bin doch schon mit manchem fertig geworden! Und daß ich von dir nichts spreche, ist selbstverständlich.“

Leg' dich hin, ich bin bald wieder bei dir!“

Frau von Bergen mußte über einen Korridor und trat in den Salon, wo Ward steif neben dem Tisch stand und sich auch nicht setzte, obgleich sie ihn aufforderte.

„So nehmen Sie doch Platz, Herr Ward, Sie rauben uns ja die Ruhe. – Ist denn irgend etwas ...?“

„Ja ... Hedda hat mich verlassen ... sie hat mir den Laufpaß gegeben. Sie will nichts mehr von mir wissen!“ Er sprach kurz, stoßweise, sein Atem war hörbar.

Frau von Bergen gehörte zu den Menschen, denen Lügen greulich waren. Sie hätte gern eine kurze Ausrede gefunden, aber sie bekam es nicht fertig. Ihr gerader Charakter brachte sie auf den richtigen Weg. Sie sagte Ward offen, wie sie über ihn und Hedda dachte. Er hörte alles mit an, dabei – wie es seine Art war – auf den Boden starrend. Und dann meinte er:

„Sie haben wahrscheinlich recht, gnädige Frau. Wir beide, Hedda und ich, wir können schwer zueinander finden. Keiner will etwas aufgeben von dem, was sein ist, oder was er sich vom Leben denkt. Ich komme um vor Eifersucht, und sie hängt an ihrer Kunst und natürlich auch an dem Geld ... fünfzigtausend Mark im Jahr, das ist ja keine Kleinigkeit, das hab' ich mir alles auch schon gesagt ... aber ... aber ich liebe sie doch, gnädige Frau! Der Gedanke, sie nicht mehr zu haben, ist so fürchterlich. Ich glaube nicht, daß ich mein Leben weiter ertragen kann ohne Hedda!“

Frieder Ward saß jetzt in seinem dunklen Anzug steif und aufrecht in dem blauen Plüschsessel. Er sah Frau von Bergen nicht an. Er war so dicht am Rande seiner Beherrschung, daß es der ganzen Kraft dieses Starken bedurfte, sich zu beherrschen.

Und wie Liebende mehr als andere Menschen hellichtig sind und Dinge sehen und ahnen, die sie nicht wissen können, so empfand und fühlte Ward in diesem Augenblick, daß Hedda ihm nahe war.

„Ist sie ... bei Ihnen, gnädige Frau?“

Frau von Bergen schüttelte den Kopf, so schwer es ihr wurde, sie zwang sich dazu.

„Ich verspreche Ihnen, lieber Ward, daß ich mit meiner Tochter reden werde. Mehr kann ich nicht tun. Wenn Sie sich unseres letzten Gespräches erinnern, da habe ich Ihnen gesagt, was Hedda für ein

merkwürdiger Mensch ist. Sie sieht aus wie ein blonder Engel, und dabei hat sie die Seele eines harten, entschlossenen Mannes. Ich will Ihnen offen gestehen: Wenn ich so gebeten würde, wie Sie jetzt bitten – ich könnte nicht nein sagen. Aber was Hedda sagen und tun wird, das weiß nicht ich und das weiß keiner außer ihr.“

Frau von Bergen sah, wie der breitgewölbte Brustkasten des Mannes auf und nieder ging. Sie sah, daß sein Kopf sich noch tiefer senkte. Da erhob sie sich und gab ihm Anlaß, ebenfalls aufzustehen. Und wie er so, viel größer als sie, vor ihr stand mit seiner starken, trotzigem Männlichkeit, die doch jetzt so gebeugt und niedergeworfen war, da reichte sie ihm ihre Hand, die er küßte. Er ging wortlos.

Unten auf der Straße im hellen Sonnenschein, der die Blätter der Platanen schwarz auf den Gehsteig zeichnete, stand Ward noch eine ganze Weile, als warte er, daß die Geliebte doch noch aus dem Gittertor herauskommen und sich an seine Brust werfen sollte. Aber die Gitterpforte blieb geschlossen. Ein paar Passanten gingen vorüber, und ein kleiner Hund, der über den Damm kam, blieb stehen und bellte Ward an. Das kam ihm so sonderbar vor. Plötzlich schüttelte er den Kopf, so unverständlich war ihm alles. Dann stieg er ins Auto, sah noch einmal nach den Fenstern der Villa empor und fuhr davon.

Er fuhr zurück zu seiner Wohnung.

Er ging wieder in seinen Arbeitsraum, schloß mechanisch, ohne es eigentlich zu beabsichtigen, das Seitenfach des Schreibtischs auf und nahm Heddas Bild heraus. Zwischen den aufgestützten Armen starrte er von neuem das geliebte Gesicht an. Dann nahm er die Fotografie und warf sie, ein böses Wort zwischen den Zähnen zerdrückend, wieder in den Kasten.

16. Kapitel

Mit demselben brennenden Interesse, wenn auch aus ganz anderem Grunde, sah Melitta auf Heddas Bild. Sie stand vor dem kleinen Salon, in dem Herr Nicodem Valvassy seine Kundinnen empfing.

Das Geschäft lag am Kurfürstendamm. Durch den Vorgarten über weiße, unbehauene Kalksteine, zwischen denen kokettes Grün hervorsproß, ging man zu Herrn Valvassy hinein wie in die mit raffiniertem Geschmack eingerichtete Wohnung einer mondänen Frau. Die Damen saßen da, in kleinen, bequemen Sesseln oder auf Sofas zwischen Spiegeln und eleganten Nichtigkeiten und betrachteten die Fotografien der Prominenten aus Kunst und Gesellschaft. Jedes dieser Bilder trug eine an Herrn Valvassy gerichtete Widmung.

Melitta war vorbeigekommen und mit ihrem beladenen Herzen trostlos und verzweifelt vor dem großen blinkenden Fenster stehengeblieben. Zuerst, ohne etwas zu sehen, hatte sie in den Raum gestarrt, dessen Seidenstores halb zurückgezogen den Blick auf goldfarbenen Samt, bunte Seiden, Blumen und Bilder fallen ließ. Etwas fesselte da ihre Aufmerksamkeit. Und allmählich gewannen die Dinge vor ihr Leben. Links an der Wand hing eine Fotografie, die durch die dünne Seide des Stores schwer zu erkennen war. Aber Melitta, von einer starken Unruhe ergriffen, ahnte wohl, wen das Foto darstellte. Und von unwiderstehlichem Drang getrieben, trat sie in den Laden.

Ein Herr mit wunderschönem, weißflockigem Haar, im streng modernen Frühlingsanzug, ein Maiglöckchen im Knopfloch, empfing sie und führte sie in den Empfangsraum. Melitta staunte ein bißchen. Ihrer einfachen Lebensauffassung und ihrem schlichten Geschmack erschien dieser allzu elegante Rahmen für einen Haarkünstler übertrieben.

Sie nahm Platz, Herr Valvassy brachte ihr Journale, indem er höflich bemerkte, die Kabinen seien alle besetzt, Madame würde aber bald an der Reihe sein.

„Darf ich mich immer schon nach Ihren Wünschen erkundigen, meine Gnädige?“

Melitta hatte eigentlich gar keine Wünsche. Ihre Augen suchten gegenüber an der Wand die Fotografie.

Der Friseur meinte lächelnd:

„Das ist eine von den Sternen der Unitas Corporation. Gnädige Frau haben sie gewiß schon im Film gesehen ... unsere Hedda Montes.“

Melitta lächelte gequält.

In diesem Augenblick ging die Eingangstür auf, und herein trat das Urbild der Fotografie, die Melitta hierhergelockt hatte. Herr Valvassy hatte sich erhoben und war mit seiner jugendlichen Lebhaftigkeit der Dame entgegengeeilt. Er begrüßte sie mit tiefer Verbeugung, sah sich dann lächelnd nach Melitta um, als wollte er sagen: Siehst du, hier ist sie, die allerschönste meiner Verehrerinnen – dann ging er mit Hedda Montes in das rechts liegende Ladengewölbe hinein, das, in sanfte Dämmerung gehüllt, hinter den Glasscheiben seiner Vitrinen und Kästen tausenderlei Schönheitsmittel barg.

Melitta hörte drinnen Valvassys helle, etwas scharfe Stimme und das dunkle Organ der Montes.

Dann erschien die Schauspielerin in der schmalen Tür, deren Brokatvorhang der ihr nachkommende Haarkünstler fortschob.

Sie blickte Melitta an und plötzlich ging, wie ein flüchtiger Schatten, ein Erschrecken und zugleich ein Erkennen über ihr Gesicht. Sie hatte nach dem Bild, das ihr Frieder Ward gezeigt, Melitta Tattenbach erkannt. Und nun kam Hedda mit einem lieben Lächeln auf Melitta zu und stellte sich ihr vor. Sie neigte dabei den schönen Kopf, dessen strahlend blaues Augenpaar ihre Rivalin ganz verwirrte.

„Meine liebe gnädige Frau, unser Freund Valvassy sagt mir eben, daß Sie mich kennenlernen wollten. Ich hab’ ja sonst so wenig Zeit, unser Beruf läßt einen nicht zu Atem kommen. Aber heute habe ich eine Stunde übrig. Wollen Sie nicht mit mir ein bißchen ausfahren? Oder vielleicht kommen Sie mit nach Birkental, und wir frühstücken zusammen. Ach ja, das wäre reizend!“ Da Melitta, ein wenig verstört, schwieg, fuhr sie fort: „Also ich nehme Sie mit, meine Liebe ... nein, da gibt es keine Widerrede! Wir müssen uns kennenlernen!“

Eine ganze Zeit saßen die beiden Frauen nebeneinander in den hellen Polstern des Wagens und plauderten über Dinge, die sie im Augenblick selbst gar nicht interessierten.

Plötzlich beugte sich die Filmschauspielerin vor, schob die Glasscheibe des Vorderfensters ein wenig zurück und sagte zu dem Chauffeur:

„Müller, fahren Sie bitte ins Birkenbruch!“

Melitta kam es vor, als änderte sich die Stimme ihrer Begleiterin bei diesen Worten, die einen schmerzlich herben Klang bekamen.

Aber Melitta sagte nichts dazu. Das war ja alles so sonderbar, so ungewöhnlich und im tiefsten Grunde unerklärlich. Unvermutet und ohne jede Absicht lernte sie die Frau kennen, die Frieder Ward liebte. Und anstatt sich nun von der Nebenbuhlerin abzuwenden, ihr kein Wort zu gönnen, ja sie so schnell wie möglich zu vergessen – reichte sie Hedda die Hand und fuhr an ihrer Seite.

Wozu? Mit welchem Recht nahm diese Frau sie mit und zwang sie, bei ihr zu bleiben?

Bald hielt der Wagen, und Hedda sagte, sich aufrichtend und über den Birkenbruch hinwegsehend:

„Hier hab’ ich mich vor ein paar Tagen von ihm getrennt – für immer ...“

Damit erhob sie sich, öffnete rasch den Schlag des Wagens und stieg aus, um schnell über den Waldboden zwischen Moos und Farnen ein Stück in den Bruch hineinzugehen.

Melitta wußte wieder nicht, was sie tun sollte. Aber dann folgte sie der Schauspielerin, ging ihr nach, und am Fuße einer alten Eiche, zwischen Erdbeerkraut und Waldgras, standen sie sich gegenüber.

„Sind Sie mir böse, daß ich Sie hierher mitgenommen habe?“

Melitta schüttelte den Kopf.

„Nein ... ich weiß nur nicht ...“

„Warten Sie, Sie sollen alles hören.“ Ein schluchzender Laut erschütterte Heddas Brust, aber sie bezwang sich. „Nein ... ich will nicht ... ich hab’ ja schon so viel geweint.“ Man sah, wie sie kämpfte. „Ich darf ja auch nicht! Morgen habe ich Aufnahme ... und wenn ich da weine ...“ Sie schluckte vor Wehmut. „Dann kann ich morgen wieder nicht spielen.“

Von neuem lastete peinvolles Schweigen auf den zwei Frauen, bis Hedda sagte:

„Daß ich ihn geliebt habe ... und noch liebe, das glauben Sie mir?“

Melitta nickte nur.

„Aber Sie lieben ihn auch ... und viel länger als ich ... und darum sollen Sie ihn haben. Das ist ja so seltsam, daß man’s eigentlich gar nicht

sagen kann. Wenn eine Frau einen Mann liebt, oder wenn sie ihn geliebt hat, dann will sie doch niemals, daß eine andere ihn kriegt.“ Sie schluchzte lautlos, ihr ganzer Körper bog sich unter diesem Krampf des Herzens; aber dann raffte sie sich auf.

„Und es geht doch nicht! Nein, auf keine Weise, wir passen nicht zusammen. Ich kann mich nicht beugen, und er will immer befehlen und herrschen!“

Melitta lächelte. Ein kleines, ungläubiges und zweifelvolles Lächeln.

Die Schauspielerin sah es und meinte:

„Sie glauben mir nicht und denken, ich bin unnachgiebig und vielleicht rechthaberisch. Aber das ist gar nicht wahr ... Ach, warum soll ich Ihnen das alles erzählen? Ich habe so mit mir gerungen, und ich habe mich überwinden wollen, ihm zuliebe ... bis ich eingesehen habe ... nein, ich hab's nicht eingesehen ... Eines Tages hat er mir, hier im Wald, an dieser Stelle, das Herz gebrochen.“

Melitta stand vor ihr, an der Eiche lehnend. Von dem Augenblick an, wo sie Hedda kennengelernt hatte, fühlte sie die Sicherheit und das Vertrauen in ihre Liebe wachsen. Sie kannte Frieder Ward seit so vielen Jahren. Er war stark und energisch und hatte einen festen, männlichen Willen. Aber ein Despot oder womöglich gar ein kalter Egoist, das war Frieder nie gewesen.

Sie blickte auf das schöne Mädchen, das auf dem Waldboden saß, mitleidig hinab. Sie hätte ihr so gern ein wenig Trost gegeben, sie fand nicht die rechten Worte.

Da erhob sich Hedda, die etwas Derartiges wittern mochte, und nahm Melittas Arm.

„Wollen wir nicht ein bißchen durch die Heide gehen? Da oben spielt die Sonne so schön zwischen den hohen Bäumen. Das, was ich von Ihnen will, liebe Melitta – ich darf Sie doch so nennen? –, das ist fast wie ein Testament ... Wenn ich ihn auch nicht haben kann, deswegen möchte ich doch, daß er so glücklich wird, wie er es verdient; denn er ist der beste von allen, die ich kenne ... und ich ... ich ... ich habe noch keinen anderen liebgehabt.“

Das rührte Melitta. Sie schmiegte sich inniger an die neben ihr Gehende. Aber ehe sie das fand, was sie Hedda Tröstliches sagen wollte, da meinte diese, mit einem Ruck stehenbleibend:

„Eins gibt es nur: entweder die Kunst oder die Liebe! Beides, so wie wir es meinen, das kommt nie zusammen!“

Und dann, nachdenklicher:

„Es wird eine Zeit dauern, dann vergißt er mich, vielleicht hat er mich schon vergessen. Im Mann ist die Liebe wie eine Flamme: sie lodert auf und erlischt ebenso schnell. Aber bei Ihnen wird er bleiben, Melitta, denn im Grunde ist sein Charakter zäh und beständig. Nur müssen sie ...“

Hedda zögerte. Es war, als hemmte sie irgend etwas und verböte ihr das Wort. Doch der Mut, Hindernisse zu nehmen, war stärker in ihr. Ohne zu stocken sagte sie:

„Sie machen zu wenig aus sich selber, Melitta.“ Mit einem kleinen Lachen fuhr sie fort: „Da red’ ich zu Ihnen, als wenn wir schon Jahre miteinander befreundet wären ... aber das ist ja auch so unsinnig, warum sollen denn zwei Menschen nicht ebensogut Freundschaft auf den ersten Blick empfinden, wie man’s doch immer von der Liebe sagt und wie es auch wirklich wahr ist ... ich habe Frieder gesehen, und in derselben Sekunde war ich verloren an ihn. Ich hab’ ihn geliebt, ohne auch nur zu denken oder zu überlegen. Ich war sein in demselben Augenblick, und in der Minute hätt’ er mich haben können, mit allem, was ich bin!“

Melitta war’s, als ströme eine heiße Flut über sie herab. Sie war aufgewühlt in ihrem Inneren, beunruhigt, von seltsamen Gefühlen überschwemmt, die Zuneigung und Widerstreben, Zärtlichkeit und Abscheu zugleich waren. Und dann war’s ihr wieder, als dürfe sie dem, was die andere sagte, nicht länger zuhören ... als würden ihr alle schützenden Hüllen von der Seele gerissen, und als stände sie entkleidet vor einer, die sie doch noch gar nicht kannte und mit der sie einen stillen, geheimen und doch leidenschaftlichen Kampf kämpfte.

Dabei hatte sich Hedda wieder in ihren Arm gehängt, zog sie weiter mit sich fort in das tiefe, verschattete Grün des Waldes hinein.

Melitta hörte sie sprechen und reden. Hörte – und hörte doch nicht, was sie sprach, bis sie wieder am Auto waren und einstiegen. Da erst wurde ihr klar, was die Schauspielerin mit ihr gesprochen hatte. Es handelte sich um ihr Äußeres, das, was Erna Kandelhart seit Jahren predigte.

„Man darf nicht zu wenig Sorgfalt auf sein Äußeres verwenden. Sie sind ein wundervolles Geschöpf, aber Sie sind gleichgültig dagegen, und

Sie ahnen nicht, wie sehr die Liebe der Männer davon abhängt!“ hatte Hedda gesagt. „Was glauben Sie, wenn ich Ihr Kleid anziehen würde ... Nein, Melitta, so kann man einem Mann nicht gefallen, das ist unmöglich! Je hübscher man ist, desto mehr muß man es zeigen ... aber nun sind Sie mir gewiß böse ...“

Melitta schüttelte den Kopf. Sie biß die Zähne aufeinander, so nahe waren ihr die Tränen.

Dann fuhren sie nach Hause zu der Schauspielerin; dort aßen sie und plauderten. Und wenn auch Melitta den Worten der anderen lauschte und ihr Antwort gab, wenn sie mit Hedda lachte über die Kunst und die Mode, über den Wald und den Gesang der Vögel und über die Welt und ihre tausend Dinge sprach – hoch über alledem und unten in der tiefsten Tiefe schwang eine brausende Melodie: die Liebe zu Frieder Ward!

Es war spät am Tage geworden, als Hedda ihre neue Freundin von dem Chauffeur hinausbringen ließ nach Maltitz.

Auf dem Hof unter der alten Linde saß ihr Vater mit dem Pastor und dem Gutsamtmann beim Glase Wein.

Melitta grüßte hinüber, dann ging sie in ihr Zimmer, sie konnte mit niemand mehr reden.

Kurz nach dieser Begegnung kam ein Brief von Hedda Montes, ein großes, festes Kuvert, und darin eine Karte mit kräftigen, etwas steilen Schriftzügen.

„Meine Liebe, ich habe vergessen, Ihnen die Adresse meiner Schneiderin zu geben: Hilde Marie, Bendlerstraße 15. In allem übrigen verlassen Sie sich bitte ganz auf unseren Freund Valvassy, er ist mein bester Berater. Ich komme, sobald ich Zeit habe, zu Ihnen nach Maltitz. Herzlich Ihre Hedda Montes.“

Ein paar Tage hatte Melitta noch gezögert. Gar so leicht war ihr Widerstand gegen das, was sie „Äußerlichkeiten“ nannte, nicht zu besiegen gewesen. Aber dann kam sie eines Tages zu Hilde Marie, fand eine reizende Dame, mit der sie zehn Minuten plauderte, um bei ihr in der elften Minute ein paar elegante Kleider zu bestellen. Das geschah an demselben Tage, an dem sie vorher Nicodem Valvassy aufgesucht hatte.

17. Kapitel

Als Melitta zum erstenmal ein Kleid von Hilde Marie trug, fiel das sogar ihrem Vater auf, der sich für Toilettendinge sonst nicht interessierte. Aber Melitta konnte sich nicht recht mit ihm freuen. Sie blickte auf seine Hände, die heute wieder einmal stark zitterten – wie immer, wenn er schon am Vormittag etwas getrunken hatte.

Karl Tattenbach wich dem vorwurfsvollen Blick seiner Tochter aus. Er murmelte etwas und verließ die Stube. Melitta ging in den Oberstock, wo sie ihre Zimmer hatte. Das Wohn- und Arbeitszimmer, eine große, helle Halbmansarde mit lichtblauer Tapete und hellen Schleiflackmöbeln, war voller Sonnenschein. Durch die offenen Fenster kam bewegte Luft, die die weißen Mullgardinen wie Segel blähte.

Melitta ging an den Arbeitstisch, schlug ein paar Bücher auf, machte eine Bemerkung auf dem großen Notizblock. Aber ihr Interesse ging an allem vorbei, weiter und immer weiter zu einem hin, an den sie ganz gegen ihren Willen heute mehr als je denken mußte. Dann trat sie durch die grausilberne Veloursportiere in ihr Schlafzimmer. Vor dem hohen Stehspiegel betrachtete sie ihr neues Kleid: matte, helle Seide mit kleinen, dunkelblauen Sträußchen bedruckt.

Aber ein hübscher Stoff ist noch kein Kleid. Hier war er glatt verarbeitet. Der wenig garnierte Ärmel ging nur bis zum Ellbogen, an den sich die hohen Stulpenhandschuhe aus weißem Leder schlossen; um die Schultern ein kurzes Mäntelchen aus englischem Maulwurf. Und dazu die kecke, ein bißchen schräg getragene Kappe – wahrhaftig, Melitta hätte nie geglaubt, daß sie so elegant aussehen könne!

Sie ging, sich umzukleiden, an den Toilettentisch. Dabei streifte ihr Blick das große Frauenbildnis, das da drüben an der Wand hing. Es war ihre Mutter. Ein Brustbild in einem glatten, hellgetönten Goldrahmen. Die Frau da oben blickte mit einem so liebevollen Gesicht auf ihre Tochter nieder, daß es natürlich schien, wenn Melitta mit ihrer Mutter sprach, als wäre diese lebend bei ihr im Zimmer.

„Was sagst du dazu, was ich für Dummheiten mache, Mutti?“ Sie lachte kurz auf. „Als wenn mir das was nützen könnte! Aber wenn ich dich frage, was ich tun soll, antwortest du mir nicht. Wenn du doch nur noch einmal wiederkommen würdest!“

Mit einem langen Seufzer nahm Melitta die tiefblaue Strohkappe ab, legte das Pelzmäntelchen fort und zog das Kleid aus. Dann ließ sie sich in den kleinen Sessel fallen vor der Spiegeltoilette und fing an nachzudenken.

Gerade an ihrem siebzehnten Geburtstag hatte sie ihre Mutter verloren. Es kam gänzlich unerwartet. Der alte Hausarzt, der Frau Tattenbach öfter besuchte, hatte zwar immer gesagt, sie müsse sich schonen, ihr Herz sei nicht vom besten und könne leicht einmal stehenbleiben, aber die Frau nahm das nicht tragisch. Sie gehörte zu den Menschen, die nie müßig sein können. Bescheiden, anspruchslos und zufrieden, wie sie gewesen, als sie Karl Tattenbach heiratete, so blieb sie bis zu ihrem letzten Tag. Und immer verströmte sie dieselbe Güte, dieselbe Sonne und Heiterkeit über ihr Haus. Damals dachte auch Tattenbach nicht daran, zu trinken oder sich gar zu betrinken! Das mit dem Trinken hatte erst angefangen, als man seine Marie hinausgebracht hatte auf den stillen Gottesacker, wo alle Gräber von Ligusterhecken, Flieder und Trauerweiden beschattet waren und wo so viele Vögel in den Zweigen sangen.

Wenn Frau Marie auch unter der großen, schweren Marmorplatte ruhte, auf der noch der Platz für zwei andere Namen offen war – ihr Bild und Wesen blieb doch immer in dem großen, hellen Haus lebendig, das nun an ihrer Statt Melitta leitete.

Hat's denn einen Zweck – dachte Melitta –, daß ich mich so putze? Sie hängte ihr Kleid in den breiten Schrank, dessen Flügeltüren offen standen. Er sieht mich ja doch nicht! Und sie richtete wieder ihren Blick hinauf nach dem Bild. Aber das Bild mit seinen ruhigen, starken Zügen konnte auch diese Frage nicht beantworten. Da dachte Melitta an die Zeit, in der es gemalt wurde, und an den Maler.

Er hieß Bertram Adelman und war eines Tages auf einer märkischen Wanderfahrt durch Maltitz gekommen; hatte, selbst Schlesier, Frau Marie gesprochen und sie, heimatlich berührt, kennengelernt. Er blieb da, wohnte in dem hellen, luftigen Haus und malte die damals Vierzigjährige, die groß und voll, ein Bild der Gesundheit schien. Sie hatte erst laut gelacht darüber; sie war und blieb ja doch eine Bäuerin, die der Kunst fernstand. Dann, als sie dem Künstler ein paarmal gesessen hatte, fand sie Gefallen an der malerischen Wiedergabe ihrer Weiblichkeit.

Melitta, die damals noch viel stiller war als im späteren Alter, ging, verstohlen hinschauend, an dem Maler und seinem Bild vorbei. Doch der hatte gute Augen im Kopf. Er sah die heranblühende und eben die Knospenhülle sprengende Blume recht gut. Und hatte – wie junge Männer und Künstler besonders nun einmal sind – nichts Eiligeres zu tun, als sich in Melitta Tattenbach zu verlieben. Manchmal sprach er sie an. Sie blieb einsilbig und kaum die Augen hebend, immer nur kurze Zeit bei ihm.

Und wenn sie jetzt den Kopf hob und zum Fenster hinauslauschte, wo der schmetternde Ruf des Pirols hereindrang, der drüben in der hohen Ulme im Garten brüten wollte, da war's ihr, als höre sie die Stimme von Bertram Adelman wieder, wie er sie bat, doch mitzukommen und auf den See hinauszurudern. Damals, ja damals, hatte sie zum erstenmal für einen anderen Mann etwas empfunden.

Aber das war alles so verworren, von Sonnenlichtern überspielt und von schattenden Wolken überzogen ...

So weit sie zurückdenken konnte – immer stand Frieder neben ihr. Als ganz kleines Ding hatte sie der sieben Jahre ältere, schon damals starke Junge auf seinem Arm in den Garten getragen. Denn Garten, Haus und Land besaß ihr Vater schon; die Ziegelei und damit die Quelle ihres Wohlstandes war erst später dazugekommen. Die erste männliche Stimme, die an Melittas Ohr gedrungen, war Frieders heller, lustiger Ruf. Er hatte sie zur Schule gebracht, hatte mit ihr gespielt, war ihr Gefährte überall. Niemand durfte seine Mela kränken oder sie nur scharf ansehen, dann bekam er es mit Frieder zu tun, der konnte seine Bauernfäuste gut gebrauchen.

So war in Melittas Seele von jung auf der Begriff des Freundes, des Gespielen, des Mannes überhaupt mit dem Bild Frieder Wards eingewesen. Daß einmal eine andere Frau kommen und ihn ihr abspenstig machen würde – daran hatte das Mädchen nie gedacht. Und der braunhaarige Bursche, den seine Stiefmutter fast so zärtlich liebte wie die eigene Tochter, fühlte sich dem Mädchen ebenso verbunden.

Und doch, als Bertram Adelman ins Haus kam, war eine neue starke Empfindung in Melittas Herz erwacht. Sie gestand sich's nicht ein, sie glaubte nicht daran, und sie wollte auch Frieders Bild nicht gegen ein anderes vertauschen. Aber wenn sie nachts wach in ihrer Kammer lag, der Sprosser sang und der Violenduft wehte aus der Dunkelheit zu ihr

herein – dann hielt sie heimlich Zwiesprache mit dem neuen Gast, der ihre Phantasie so entflammte.

Ja, damals hatte sie eine Zeitlang nicht an Frieder gedacht ... er blieb immer ihr Bruder, ihr Freund, aber zu der Zeit sehnte sie sich nicht nach ihm. Er mochte da sein oder weggehen, sie wußte es nicht und dachte nur an den Maler. Sie liebte ihn. Und wäre vielleicht die seine geworden, wenn er sie nicht allzu rasch und ungestüm hätte erringen wollen. An dem Abend, da sie zum erstenmal einwilligte, im blauen Zwielight mit ihm auf den See zu fahren, konnte er seine Ungeduld nicht zügeln und küßte sie. Sie wollte gerade ins Boot steigen, da fühlte sie seinen Mund, riß sich los und floh entsetzt. Sie weinte fast die ganze Nacht. Und als die Mutter sie am Morgen fragte, weshalb sie so verstört aussähe, konnte sie es nicht für sich behalten.

„Das Mannsvolk is doch mal esu, Madel ... und wann se erscht an a Grabn kummen sin, denn wulln se ook erüber!“ meinte sie in ihrem schlesischen Dialekt und lachte dabei.

Melitta wollte von solcher Liebesphilosophie nichts wissen. Sie weinte nicht mehr, aber sie ging still, in sich gekehrt und verdrossen durchs Haus.

18. Kapitel

Als Ward ins Büro kam, erfuhr er von der Sekretärin, Fräulein Tattenbach habe angeklingelt. Sie ließe bitten, daß Herr Ward, sobald es ihm irgend möglich wäre, herauskäme nach Maltitz.

Ward fragte mit gereizter Stimme:

„Was wollte sie denn? Hat sie weiter nichts gesagt?“

Die Erler, die sich seit geraumer Zeit vernachlässigt fühlte, setzte dieser wenig freundlichen Behandlung die kühlest zurückhaltend entgegen. Sie hob die Schultern und erwiderte:

„Nein, sie hat nichts weiter gesagt.“

Ward wollte unfreundlich antworten, aber er bezwang sich. Was konnte das Mädchen dafür, daß er mit seinem Leben nicht zurechtkam? Er warf einen Blick in die Post und überließ es der Sekretärin, das Nötigste zu beantworten. Er ging schon wieder, setzte sich ins Auto und fuhr nach Maltitz.

Und wie es zu geschehen pflegt, wenn man auf gutbekannten Wegen nach einem Ort fährt, den man wie sich selber kennt: Die Erinnerung stürmte von allen Seiten auf Ward ein. Sein ganzes Leben glitt an ihm vorüber. Da draußen in dem schönen, großen Dorf mit dem weithin leuchtenden Ziegelturm der auf einer Anhöhe liegenden Kirche – in der war er eingeseget worden –, da in Maltitz hatten ihn die Tattenbachs sozusagen am Wege gefunden ... Was er geworden war, das verdankte er ihnen. Sie hatten ihn ernährt, gekleidet, in die Schule und später aufs Gymnasium geschickt. Bei Karl Tattenbach hatte er gelernt, und wenn er an die verstorbene Frau dachte, dann geschah das immer mit derselben Rührung, wie Söhne sie beim Andenken an ihre tote Mutter empfinden.

Maria Tattenbach war eine romantische Natur. Sie kannte wundervolle Märchen und liebte die aus dem Volksbewußtsein wie aus Brunnentiefe heraufgestiegenen Gestalten. Abends mußte sie den beiden Kindern immer etwas erzählen. Sie hatte die Tochter nach der Märchenfee Melitta genannt.

Aber wenn Ward jetzt an die Gefährtin seiner Jugend dachte, so empfand er nichts, was an die Fee erinnerte, die, Mensch geworden, sich

einem Mann ergab, um eines Tages aus höchstem Glück wieder in ihr Feenreich zurückzukehren.

Die Chaussee war heute stark befahren. Er war eben gerade noch an einem Ackerwagen vorbeigekommen, dessen Pferde scheuten und hochgingen. Dann wurde die Straße wieder einsamer. Sie glitt zwischen märkischen Kiefern dahin, die im Maiwuchs wie mit Kerzen besteckt grünten und die Ward mit ihrem duftigen Harz von neuem ins Märchenreich führten.

Das Märchen war Hedda. Und Märchen dauern nicht. Man kann mit ihnen nicht leben, so zauberhaft und sinnbetörend sie auch sein mögen. Leben ist Prosa, und er besonders hatte immer bewußt und absichtlich mit den Füßen in der Wirklichkeit gestanden.

Es hatte sich auch klar erwiesen, daß er in dem Nebelreich der Kunst mit seinen bunten Dämmerungen keinen Platz fand und daß die, die dort hausten, von ihm nichts wissen wollten.

Ward schüttelte die Weichheit, die ihn wieder überkam, kraftvoll ab. Er wollte nicht mehr an Hedda denken. Er sah ein, sie war verloren für ihn. Aber wenn er jetzt wieder seine Straße ging – von irgendwo, aus einem Garten, über eine blühende Hecke hinweg, sah ihn doch immer nur ihr Antlitz an; ihre Augen, die den Glanz der blauen Edelsteine hatten, wirkliche Märchenaugen, die ließen ihn nicht los.

Er biß die Zähne zusammen und ließ den Wagen laufen, der den ansteigenden Weg mit hoher Geschwindigkeit nahm. Richtig, wie er an die Kuppe kam, da rasten zwei Autos ihm entgegen, die sich überholen wollten. Er konnte gerade noch den Motor drosseln, um nicht in voller Fahrt in den Sommerweg hinein zu müssen und über Kopf zu gehen. Nun fuhr er langsam. Er hatte ja keine Selbstmordabsichten! Und da war's ihm mit einemmal, als säße Melitta neben ihm. Sie, die immer, wenn er tolldreiste Dinge vorhatte, mit gutem Wort zur Ruhe mahnte. Auch jetzt hob sie in ihrer bestimmten Weise den Kopf und sah ihn aus sanften Augen an. Das fiel ihm immer wieder auf: dieser merkwürdige Gegensatz zwischen besonnener Güte und einer stillen, gleichmäßigen Energie. Und Frieder Ward fragte sich, ob er mit dieser Frau leben könnte. Aber ein schmerzhaftes Ziehen in der Brust zeigte ihm deutlich, daß heute und morgen und vielleicht alle Tage sein Wunsch und Wille Heddas Spuren folgte.

Jetzt war er auf der Dorfstraße; er fuhr langsam und hatte plötzlich das Gefühl der Scheu vor dem Hause der Tattenbachs und besonders vor

Melitta. Doch das überwand er rasch.

Er stand vor ihr, die am Gartengitter auf ihn wartete. Sie sah blaß aus. Sie schien ihm überhaupt verändert. Das war doch gar nicht ihr Gesicht! Hatte sie denn früher auch so starke, kräftige Augenbrauen gehabt? Ihr Haar schien ihm sonniger, die Lippen mehr rot und das ganze Gesicht nicht so eintönig. Sie war – der Eindruck drängte sich ihm trotz seiner tiefen Verstimmung unwiderstehlich auf – sie war anziehender und interessanter!

Aber er kam nicht dazu, ihr ein Wort darüber zu sagen. Nach einem sekundenlangen Händedruck brach es aus ihrer erzwungenen Gleichmütigkeit hervor:

„Ach, Frieder, Papa ist sehr krank!“

Ward wußte sofort, welcher Art diese Krankheit war. Er nickte ein wenig.

„Ich habe das gefürchtet, Mela, sowie ich heute von der Erler hörte, daß du angeklingelt hast!“

Melitta Tattenbachs Mund bebte. Sie wollte sprechen. Ward sah es: Es war ihr unmöglich.

„Liegt er, Mela?“

Sie nickte.

„Ja. Gestern früh ist er nicht aufgestanden. Es muß in der Nacht passiert sein.“

„Und du hast mich nicht gleich angerufen?“

Sie schüttelte nur den Kopf. Sie konnte ihm nicht sagen, daß sie nun, wo sein Herz so weit von ihr entfernt war, auch das brüderliche Vertrauen nicht mehr zu ihm hatte, daß sie nicht mehr an seine Zuneigung für sie und ihren Vater glaubte.

Ward fühlte das, und von neuem quoll sein Herz in Bitterkeit. Er sah nicht seine Schuld, die aus Vernachlässigung und Gleichgültigkeit gegen die Menschen, die zu ihm gehörten, erwuchs. Er sah nur, daß alle von ihm gingen oder sich von ihm wandten.

Das sagte er dem Mädchen, das über den Gartenweg zwischen blühenden Fliederhecken zum Haus ging.

Melitta sah ihn groß an.

„Das ist ein Irrtum, Frieder. Wir sind immer dieselben, bloß du hast dich verändert! Aber komm' jetzt 'rein, Papa fragt immerzu nach dir!“

Karl Tattenbach lag in seinem großen Arbeitszimmer auf einem breiten Ledersofa, das helle Licht des Maientages fiel durch grüne Vorhänge und verstärkte so vielleicht den fahlen Eindruck seines auf einmal verfallenen und klein gewordenen Gesichts. Er nahm Frieder Wards Hand in seine Linke und hielt sie fest.

„Die kann das nicht mehr“, sagte er undeutlich, mit schiefgezogenem Mund und versuchte, die Rechte mühsam ein wenig von der Decke zu heben. „Ja ... ich hab' nicht hören wollen, mein Junge ... gesagt habt ihr's mir ja alle.“

Melitta, die hinter Ward stand, flüsterte ihm zu: „Er darf nicht so viel reden!“

Sogleich ließ sich Ward auf einen Stuhl neben dem Ruhebett nieder und sagte mit heiterem Gesicht und einem Lachen, das ihm gar nicht einmal schwerfiel:

„Aber, lieber Herr Tattenbach, was machen Sie für Geschichten? Das ist doch nicht gefährlich, kleiner Nervenschock und weiter nichts!“

Der Ziegeleibesitzer schüttelte den Kopf mit einem Versuch, klar zu sprechen, der kläglich mißlang.

„Unsinn, Junge! Der Doktor kommt gleich ... wird dir ja sagen ... 'n regelrechter Schlaganfall.“

Ward streichelte dem Kranken die gesunde Hand und sah dann zu Melitta auf, der alle Anstrengung, heiter zu bleiben, nichts half. Ihr Gesicht war so voll Schmerz und Angst um den Vater, daß Ward in rascher Ablenkung von geschäftlichen Dingen sprach. Und weil er dem Mädchen Zeit geben wollte, sich zu fassen, bat er sie um etwas zu trinken.

„Möchtest du Bier oder Wein?“ fragte sie mit zuckendem Mund.

„Ach, ganz egal!“ Und er blickte auf den an seiner Seite Liegenden, der vielleicht dadurch zu dem verbotenen Genuß angeregt werden könnte.

Aber Tattenbach verstand Blick und Gebärde und winkte. „Ich trinke nicht mehr ... nie wieder ... wenn ich nochmal gesund werde ...“

Melitta hatte das Zimmer verlassen. Tattenbachs Augen irrten ihr nach. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, sagte er voller Angst,

sich zu Ward emporhebend:

„Wenn ich sterbe ... laß sie nicht allein ... Junge.“

Ward überlief es.

„Aber das ist doch Unsinn, Herr Tattenbach. Es denkt doch keiner daran!“

Der Kranke wehrte ab. Er bewegte die gesunde Hand ungeduldig.

„Laß mich doch ... laß mich ... ich muß ... mit dir reden ... wenn sie nicht drin ist ...“ Und Ward mit weit aufgerissenen Augen anstarrend: „Versprichst du mir, daß du sie nicht verlassen willst, wenn ... wenn ich ... wenn ich tot bin?“

Ward nahm wieder die Linke des Liegenden, drückte sie in seinen beiden Händen und sagte feierlich:

„Das versprech' ich Ihnen, Herr Tattenbach!“

„Beim Andenken an unsere Mutter?“ fragte Tattenbach.

Über Frieder Ward kam das Andenken an die Tote. Er hatte nie zu Karl Tattenbach Vater gesagt; aber zu keiner Zeit, weder als Junge noch als erwachsener Mensch, hatte er Frau Maria anders als Mutter genannt.

„Ich schwöre es Ihnen beim Andenken an unsere Mutter!“ sagte er noch einmal.

Da war der Kranke beruhigt. Er ließ sich aufseufzend ins Kissen sinken, lächelte ein bißchen.

„'s braucht ja nicht so schlimm komm'n ... nicht wahr ... so was wird ja manchmal auch wieder gut ...“

Jetzt kam Melitta ins Zimmer. Sie trug auf dem Tablett eine Flasche und ein Glas, goß den dunkelroten Wein in den Kelch und bot ihn dem Mann, den sie liebte und auf den sie mit Schmerzen verzichten mußte.

Während er trank und zu ihr emporblickend dankte, fragte sie sich voller Angst, wie sie denn nachher über das Gespräch wegkommen wollte, in dem seine Liebe zu Hedda Montes ja doch nicht zu umgehen war.

Frieder Ward dachte ebenfalls an Hedda. Aber aus der Sehnsucht nach ihr, die ihn noch auf dem Herweg begleitet hatte, wurde allmählich ein müder Verzicht. Er hatte sich nie in seinem Leben den anderen aufgedrängt. Durch seine Kraft und Klugheit hatte er sich seinen Platz in der Welt erobert und hatte sich überall da behauptet, wo er bleiben

wollte. Zum erstenmal in Heddas Kreis konnte er nicht Fuß fassen. Und der Stolz, der das Fundament seiner Seele war, wehrte sich mit aller Kraft dagegen, daß er sich demütigte und wegwarf.

Melitta las dem Mann, den sie liebte, diese Qual vom Gesicht ab. Sie wußte, was er verloren hatte. Ihre Güte ging so weit, daß sein Schmerz auch in ihrem Herzen lebte.

„Du mußt jetzt dein Pulver nehmen, Papa!“

Tattenbach wehrte sich ein bißchen. Schließlich tat er gehorsam, was sie wollte. Sie saßen beide noch ein paar Minuten bei ihm. Dann fielen ihm die Augen zu, er schlief ruhig ein.

Da erhob sich Melitta zuerst, winkte Ward und ging leise zur Tür. Draußen flüsterte sie:

„Er muß vor allen Dingen schlafen ... die Pulver bekommen ihm sehr gut.“

Und ging durchs Haus, die kurze Treppe nach dem Hof hinunter. Der große gelbe Hofhund bellte und riß an der Kette, bis Ward zu ihm ging und ihn streichelte. Ein Schwarm Tauben flog vom Pflaster auf, aber auf Wards leises Pfeifen senkten sie sich sofort wieder.

„Ich glaube, Mela, wir haben viel miteinander zu sprechen“, sagte Frieder dann langsam.

Ihr Herz zitterte. Sie schüttelte leise den Kopf, als wollte sie nichts hören. Aber dann sagte sie doch:

„Ja, ganz dran vorbei kommen wir doch nicht.“

„Woran?“

„An deiner ... an deiner Liebe zu Hedda Montes.“

Er lachte kurz auf.

„Das ist vorüber! Wir sind fertig miteinander!“

In Melas Brust sprang etwas auf wie eine verschüttete Quelle. Aber sie wagte nicht zu fragen und zu reden. Sie wartete und merkte wohl, wie schwer ihm das Sprechen wurde. Endlich fragte sie:

„Hattest du sie ... sehr lieb?“

Er nickte nur. Aber plötzlich, mit einer wilden Energie, fing er an, ihr sein Leid zu klagen. Wie er alles hergegeben, was an Gefühlen und

Leidenschaft, an Liebe und letzter Hingabe in ihm war und wie sie es ihm gelohnt, wie Hedda sein Herz verraten hätte.

Melitta lauschte ihm wortlos und dachte: Empfindest du jetzt Schadenfreude? Freust du dich, daß er nun auch verschmäht wird? – Aber nein, sie fühlte nur Mitleid mit ihm. Sein Schmerz war auch der ihre, ihre Liebe, größer als die seine, opferte sich für ihn. Sie dachte nicht mehr an sich selbst, sondern litt nur noch unter seinem Unglück. Sie konnte davon nichts sagen.

Er spürte es an dem zaghaften Druck ihrer Hand, aus dem tiefen Blick ihrer Augen und aus ihrer ganzen schamvollen Zärtlichkeit.

Als sie am Seeufer bei einer Bank aus Birkenstämmen standen, setzte sie sich und blickte schweigend über das Wasser. Plötzlich sagte er:

„An dem Besten geht man immer vorbei.“

Sie fühlte einen Schauer über ihren Nacken rieseln, als er sie dabei ansah.

Und so sehr sie ihn auch liebte, mit ihm empfand, wollte sie doch nicht einem solchen Augenblick, der nur aus Trauer und Enttäuschung erwachsen war, eine Hoffnung verdanken. Sie stand auf, hob den Kopf und sah an ihm vorüber.

„Wenn ich dich auch trösten möchte, das brauchst du gar nicht, du bist stark genug und findest dich allein wieder!“

Später, als er gegangen und sie mit sich allein war, da kam es ihr wie Lüge und Verrat vor, daß sie nicht ehrlich gewesen, daß sie ihm ihre Bekanntschaft mit Hedda verschwiegen hatte.

*

Hedda war verreist. Aus dem Riesengebirge hatte sie eine ihrer großen weißen Briefkarten geschickt. Aber außer einem: „Alles Liebe und Gute für Sie und die Ihren!“ stand nichts auf dem Blatt. Jeden Tag hatte sie diesen Brief Frieder zeigen und dabei von ihrem Zusammentreffen mit Hedda sprechen wollen. Aber sie brachte es nicht fertig. Sie trug das Geheimnis mit sich herum. Es lastete auf ihr. Aber wenn sie dachte: jetzt sagst du es ihm, dann drängte sich jedesmal etwas dazwischen. War es Eifersucht oder Angst, Frieder könnte doch noch zu der Schauspielerin zurückfinden?

19. Kapitel

Das war eine merkwürdige Zeit für Frieder Ward! Noch nach vielen Jahren, als längst sein Leben wieder im ruhigen Strom dahinfloß, konnte er sich nicht klarwerden über die Wirbel und Schnellen des Gefühls, die ihn damals in ewiger Unruhe hielten. Vor allem war es so, als sei er nach einer langen, langen Reise wieder in die Heimat zurückgekehrt. Er merkte jetzt, wie wenig er in den letzten Jahren sich um Maltitz und um die Tattenbachs gekümmert hatte. Und ganz allmählich dämmerte die Erkenntnis seiner Undankbarkeit und seiner Herzenskälte herauf gegen die, denen er so viel verdankte.

Anfangs nach der schweren Niederlage, die Karl Tattenbach erlitten hatte, ergab es sich von selbst, daß Frieder Ward Tag für Tag in Maltitz war und den gesamten Betrieb leitete. Sein schnelles Fassungsvermögen, seine seltene Arbeitskraft befähigte ihn ohne weiteres dazu. Auch half Melitta, die – das mußte er zugeben – für eine Frau sich merkwürdig gut in dem großen Betrieb zurechtfind.

So ergab sich häufiges und enges Beisammensein der beiden. Stundenlang saßen sie an demselben Tisch bei der Arbeit, und Melitta sah heimlich oft in das kantige, lebensstarke Gesicht des Mannes. Der betrachtete nicht weniger interessiert ihre klaren Züge, die – er kam immer wieder darauf – ihm jetzt viel anmutiger deuchten als früher. Aber während es dem Mädchen stets gelang, rechtzeitig den Blick von seinem Antlitz zu wenden, versah es Ward häufig. Dann fingen sich ihre Blicke, Melittas Wangen bekamen einen rosigen Schein. Und Ward lächelte – wie es ihr vorkam – ein bißchen albern.

Das Mädchen hätte diese Stunden der gemeinsamen Tätigkeit nicht missen mögen. Sie fühlte, wie er ihrem Herzen immer näher kam. Sie selbst lag mit ihrer Seele ja längst in seinen Banden. Daß sie bei all der inneren Glut so zurückhaltend blieb, das war einmal in ihrer Scheu vor jeder Annäherung bedingt, zum anderen aber war sie sich bewußt, daß Frieder, mehr als die anderen Männer, allzu leichte Zärtlichkeit und Hingabe nicht schätzte.

Eines Tages fragte ihn Tattenbach, ob er seinen Braunen nicht ein bißchen bewegen wolle.

„Du kannst doch reiten, Junge, nicht wahr?“

Frieder nickte.

„Ich hab’ ja die Pferde immer in die Schwemme geritten, Herr Tattenbach.“

„Richtig! Der Braune wird dich auch nicht abwerfen, da sitzt du im Sattel wie in ’ner Wiege, und Melitta kann dich ja begleiten!“

„Wieso? Hat sie denn auch ein Pferd?“

„Jawohl! Hab’ ich ihr geschenkt, voriges Jahr. Ich wollte, weil ich so dick wurde, und sie wollte mich nicht allein reiten lassen ... was blieb mir da übrig? Ich mußte ihr doch ’n Gaul kaufen!“ Tattenbach lachte kurz auf. „Da sieht man übrigens wieder, wie wenig du dich um uns gekümmert hast!“

„Vielleicht hab’ ich’s auch gehört und bloß dann vergessen“, meinte Ward. „Ich hab’ ja viel zu tun gehabt, das Geschäft läßt einem keine Ruhe.“

Sie saßen bei diesem Gespräch im Schatten der alten Linde, die mitten auf dem großen Hof zwischen den rechtsliegenden Ställen und den Scheunen und Speichern zur Linken machtvoll wie ein uralter Wächter stand. Um den meterstarken Baum zog sich die braun gestrichene Rundbank, auf der vor ihnen schon Generationen der Tattenbachs gesessen hatten. Der schwarze Schatten des mehr als hundertjährigen Baumes prallte am Blätterrand hart gegen das weiße, gleißende Tageslicht.

Tattenbach rief den Stalljungen, er solle den Braunen und den kleinen Schimmel satteln. Dann steckte er zwei Finger in den Mund und stieß einen gellenden, die Luft durchschneidenden Pfiff aus. Das war das Zeichen, auf das Melitta, wenn sie in Hörweite war, sich meldete. Es dauerte auch nicht lange, da kam ihr blonder Kopf zum Mansardenfenster heraus.

„Was ist denn, Papa?“

Da griff er nach seinem Stock, ohne den er noch immer nicht gehen konnte, und ging schwerfällig ein paar Schritte vorwärts.

„Frieder will ausreiten! Kommst du mit?“

Das Mädchen machte eine bejahende Bewegung; über den Hof hinwegschreien lag ihr nicht. Und Ward freute sich bei dem Gedanken, daß er an ihrer Seite zu Pferde sitzen würde. Er stand auf und ging mit dem Jungen hinüber in den Stall.

Das war kein Paraderoß, aber ein gut genährtes, braunes Paßpferd, das der Junge sattelte, während Frieder sich das andere, den kleinen Schimmel, ansah. Eigentlich mehr ein Doppelpony, merkte man dem weißen Gaul Schneid und Courage schon von weitem an.

Ward wollte beim Aufzäumen helfen, aber der Schimmel legte die Ohren an und biß um sich.

Inzwischen war Tattenbach herangekommen.

„Ist der auch sicher für Melitta?“ zweifelte Ward.

Tattenbach nickte.

„Da kannst du beruhigt sein, nach ihr beißt er nicht ... da, siehste?“

Melitta war, schon fertig mit ihrem Anzug, in die Stalltür getreten und stand, von der flimmernden Sonne umgeben, ein Bild voll Kraft und Jugend, in dem dunklen Rahmen. Bei ihrem Anblick warf das weiße Pferd den feinen Kopf mit gespitzten Ohren auf und ließ ein freudiges Gewieher hören. Der Junge, der das kannte, gab dem Gaul den Kopf frei, und der Schimmel ging, ohne daß Melitta die Zügel faßte, folgsam hinter dem Mädchen her.

Melitta trug lichtgrüne Reithosen, ziemlich weit um die Oberschenkel fallend, einen dunkelgrünen Reitfrack und die Jagdkappe mit der Falkenfeder. Ihr Haar, nicht mehr so schlicht wie ehemals, quoll in feinen Locken hell darunter hervor.

Vater Tattenbach strahlte vor Stolz über seine Tochter, und Frieder Ward dachte: Was ist das für ein reizendes Geschöpf! Daß ich das nicht früher gesehen habe!

Und dann saßen sie im Sattel, ritten im Schritt durch das weite Hoftor und fielen auf der Chaussee in leichten Trab.

„Was du alles kannst!“ lachte er ein bißchen jungenhaft.

Und sie, die das empfand, meinte:

„Ja, man wird eben älter und lernt immer was zu!“

Dann schwiegen sie beide, obwohl sie sich viel zu sagen gehabt hätten.

„Wo reiten wir denn hin?“ fragte Frieder endlich.

„Ich möchte dir meine Geflügelfarm zeigen.“

„Was? Eine Geflügelfarm hast du?“

„Ja.“ Jetzt lachte sie. „Ich hab’s dir doch seinerzeit erzählt. Aber du hast’s wieder vergessen. Drüben in Mönckeberg. Du kennst doch den Hof von Markerts Heinrich, der vor ’n paar Jahren gestorben ist? Ja, und nun saß die Frau da mit ihren neunundzwanzig Morgen und hat sich gequält, aber es war nichts Rechtes. Es ist leichter Boden und auch ’ne ganze Menge Heide dabei. Sie hat sich mit ihrem Jungen immer redliche Mühe gegeben; aber sie konnte nicht auskommen. Ich wollte ihr immer schon gern helfen, weil’s so ’ne ordentliche Frau ist, und“ – Melitta senkte die Stimme – „weil sie mich an meine Mutter erinnert. Na, da hab’ ich Papa gebeten: Er hat den Hof gekauft, und ich hab’ mir die Geflügelfarm eingerichtet; den Plan dazu hatte ich schon lange. Du weißt doch, Frieder, ich bin ein bißchen schwerfällig, es dauert lange, bis so was in mir reif wird!“

Er bewegte zustimmend den Kopf.

„Ja, so warst du schon immer. Was du dann einmal hast, das hältst du auch fest!“

„Doch“, sagte sie, „lieber verzichte ich vorher. Aber wenn ich was habe, dann will ich’s auch behalten!“

Sie begriffen beide das von ihr kaum gewollte Wort und hörten wieder auf zu reden.

„Kannst du auch schneller reiten?“ fragte er plötzlich.

Sie blickte ihn spöttisch an.

„Als du?“

„Nein, überhaupt ... ich meine ...“

In dem Augenblick gab sie ihrem Schimmel eins über den Schenkel, er sprang an und schoß in windendem Galopp im Sommerweg die ansteigende Chaussee hinauf.

Frieder Ward, der sich auf einmal allein sah, mußte nun auch seinen braunen Paßgänger, der solche Behandlung gar nicht gewöhnt war, ein bißchen mit den Hacken kitzeln. Dann kam der Gaul ganz leidlich hinterher. Drüben, jenseits des Chausseehügels, ritt Melitta ruhig ihre Straße.

„Das geht ja wie’s Donnerwetter bei dir, Melitta, aber weißt du, bleib’ doch lieber an meiner Seite ... jetzt mit den vielen Autos auf der Chaussee ...“

Von neuem klang ihr Lachen.

„Ach, Frieder, du hast doch all die Jahre nicht auf mich aufgepaßt!“

Da nahm er seinen Mut zusammen.

„Aber nun will ich immer für dich einstehen!“

Sie wurde flammendrot und sah zur Seite.

„Wirklich? Na, das ist aber schön.“ Und lachend ritt sie wieder voraus.

*

In der Geflügelfarm empfing Frau Markert die beiden.

„Das ist aber nett, daß Sie uns auch mal besuchen, Herr Ward! Wieviel Jahre sind's denn, daß Sie nicht mehr in Mönckeberg waren?“

Wieder klang es wie ein Vorwurf und erstaunte Mahnung in Wards Ohr. Er sprang ab, wollte Melitta aus dem Sattel helfen, da stand sie schon auf der Erde.

„Ja, unser Fräulein ist fix!“ meinte die Bäuerin. „Wer der was vormachen will, der muß früher aufstehen.“ Und sich zu Melitta wendend: „Die Pute hat zwölf 'rausgebracht, Fräulein, und aus der Brutmaschine haben wir zweiundfünfzig Küken!“

Ward wunderte sich.

„Du betreibst das wohl ganz fabrikmäßig?“ scherzte er. „Wie groß ist denn deine jährliche Produktion?“

Melitta sann nach.

„Ich hab' die Farm jetzt anderthalb Jahre, und zuletzt haben wir zwischen fünfzig und sechzig Hühner jede Woche in die Stadt geschickt.“

„Und was für Rassen züchtest du?“ Er blieb immer auf der Grenzscheide zwischen Bewunderung und Spott.

„Komm' nur“, sagte sie gutmütig, „ich werd's dir gleich zeigen!“

Sie gingen über den Hof, in dessen Stall und Scheune die Brutmaschinen standen und wo bei schlechtem Wetter Raum und Auslauf für das Junggeflügel war. Heute war alles draußen in den Gehegen, die, mit verzinktem Maschendraht abgegrenzt und überdacht, in der Sonne glitzerten.

„Ich hab's schon mit verschiedenen Rassen versucht“, meinte Melitta, „und ich komme immer wieder auf die amerikanischen Leghorns zurück.“

Die geben über zweihundert Eier pro Jahr und sind außerordentlich wetterfest und dankbar. Außerdem habe ich Plymouth Rocks und rote Rodeländer ... siehst du, da drüben die großen, die solchen staksigen Gang haben ... da sind Jungtiere von fünf und sechs Pfund keine Seltenheit. Meine Tiere geben den französischen Poulets und Poularden nichts nach, ich kriege selbst neunzig Pfennig bis eine Mark zehn fürs Pfund!“

Er schüttelte bewundernd den Kopf und fragte scherzend:

„Was machst du denn aber mit all dem Geld? Dabei mußt du doch 'ne Menge verdienen!“

„Verdien' ich auch ... ich brauch' doch auch was!“

„Wofür denn? Du hast doch alles zu Hause!“

„Na, ich muß mich doch kleiden!“

„Ach so!“ sagte er gedehnt. „Ich glaubte immer, dein Vater ...“

Sie schüttelte energisch den Kopf.

„Mein Vater gibt mir gar nichts außer der Wohnung und dem Essen, und das verdien' ich mir damit, daß ich unsere Wirtschaft in Ordnung halte. Aber sonst, was ich sonst brauche, das schaffe ich mir selbst.“

20. Kapitel

Die Getreideernte war in diesem Jahr sehr früh; Mitte Juli stand überall das Korn in Mandeln, und der Hafer war teilweise schon so gelb, daß man ihn bald hätte miternten können. Die Schwalben schossen im Sommerwind tief am Boden. Melitta, die mit Frieder einen Spaziergang über die Felder machte, deutete zum Himmel.

„Ich fürchte, wir kriegen Regen. Das wär’ schade, wenn das Korn nicht trocken ’reinkäme.“

Ward raufte ein paar Ähren aus und wog sie in der Hand.

„Zu leicht! Wir haben nicht genug Regen gehabt!“

Und dann, nachdem sie ein Stück weitergegangen waren, faßte Melitta ein paar Garben, legte sie übereinander und setzte sich darauf.

„Komm’, Frieder, da ist Platz für uns beide!“

Er tat, was sie wollte. Sie sah ihn liebevoll an.

„Ich möchte gern mit dir sprechen.“

Eine Pause.

Sie lächelte; hoffte er etwa, ein Geständnis ihrer Liebe zu hören, daß er so erwartungsvoll an ihren Lippen hing?

„Es ist wegen Papa“, sagte sie, „er ist ja nun Gott sei Dank wieder so weit, daß er gehen und auch schon ein bißchen schreiben kann, wenn’s auch mit dem Sehen noch immer nicht so gut geht. Dr. Winkler meint ja auch, es kann ’n Jahr dauern, ehe er ganz wiederhergestellt ist. Jedenfalls seine frühere Kraft, die wird er nicht so bald wiederkriegen, und da möchte er“ – sie blickte wieder zu Ward auf – „er möchte, daß du das Geschäft übernimmst als sein Kompagnon.“

Frieder stand rasch auf. Man sah seinem Gesicht die Überraschung an.

„Was hast du denn?“ fragte sie. „Bleib’ doch sitzen!“

Er blickte vor sich und schüttelte den Kopf.

„Das geht doch gar nicht! Mein ganzes Leben lang hab’ ich von euch Wohltaten angenommen. Ich hab’ ja gearbeitet, gewiß, aber dafür hat mich dein Vater immer reichlich entschädigt ... wenn ich nun auch noch

Geschäftsteilhaber werden soll ...“ Er schüttelte wieder den Kopf. „Das geht doch gar nicht, Melitta!“

Ein Lächeln zeigte sich auf ihrem klaren Gesicht, als sie antwortete:

„Warum das nicht gehen soll, das sehe ich nicht ein. Papa hat lange genug gearbeitet, und außerdem ist er krank. Für ihn ist heute ein Teilhaber im Geschäft einfach notwendig. Er ist viel zu sehr Geschäftsmann, als daß er dir etwas schenken wollte. In dem Vertrag, den er mit dir machen will, wird er dir schon genug Klauseln 'reinschreiben, da ängstige dich nur nicht!“

„Ja, ja.“ Ward nickte. „Das natürlich. Aber es ist trotzdem ein ... ein zu großes Entgegenkommen!“

Er wollte sich wieder setzen, aber Melitta sah, daß ihm die Ruhe fehlte. So erhob sie sich ebenfalls, stellte die Garben an ihren Platz und ging weiter neben ihm querfeldein.

„Das wäre alles ganz gut, Melitta“, sagte er nach einer Weile, „wenn wir ... wenn wir ein Paar würden.“

Sie wehrte ab.

„Ach, was hat denn das damit zu tun? Im Gegenteil, ich meine immer, man soll nicht das Geschäftliche mit dem Persönlichen verquicken! Wenn du Vaters Kompagnon wirst, das hat doch mit uns beiden nichts zu tun!“ Sie lachte. „Mein Kompagnon bist du ja schon, so lange ich lebe!“

Er holte ein paarmal tief Atem.

„Warum willst du denn mit mir Versteck spielen? Ich bin jetzt ein Vierteljahr hier bei euch draußen, und wir haben uns jeden Tag gesehen ...“

Sie nickte.

Er griff nach ihrer Hand.

„Ist es denn jetzt anders als früher? Bist du mir nicht mehr gut?“ Forschend lagen seine Augen auf dem schönen Mädchenantlitz.

Sie bewegte den Kopf, daß man nicht wußte, ob sie ja oder nein sagen wollte. Und nach einem Zögern flüsterte sie:

„Ich muß doch erst wissen, was du willst ... was du denkst und wie es mit ... der anderen ist.“

„Mit der anderen? Du meinst mit Hedda Montes? Ich hab' sie seitdem nicht wieder gesehen.“

„Sie ist dir ausgewichen?“

Er sagte nichts. Aber er dachte daran, wie er bald nach dem Zerwürfnis tagelang versucht hatte, Hedda zu begegnen und sie zu einer Aussprache zu zwingen.

Melitta, die neben ihm ging und ihn heimlich beobachtete, fühlte das wohl. Ihre Liebe zu ihm war stark und unverbrüchlich. Sie hatte sich wieder und wieder geprüft und empfand immer von neuem, daß er körperlich und seelisch der rechte Mann für sie war. Was ihm vielleicht an Zartheit und Güte fehlte, das ersetzten sein Freimut und seine unverbrauchte Kraft. Und er würde gewiß der beste Gatte und – sie lächelte in Gedanken ein bißchen – auch der beste Vater ihrer Kinder werden. Aber in dem Feuer, das jetzt für sie in ihm brannte, da waren noch Schlacken und schwarze, tote Stellen. Sie wollte nicht von ihm umfangen werden, ehe sie nicht die volle Überzeugung hatte: Sie war die einzige, an die er dachte.

Und so gingen sie an diesem luftigen Sommertag über die Felder, wo die Schwalben zwischen den Kornmandeln dahinschossen und die Sonne nur ab und zu zwischen grauen Wolken hervorsah. Sie sehnten sich nach einander und wagten doch nicht, sich in Wort und Kuß zu vereinen.

21. Kapitel

Da Sonnabend war, suchte Melitta zuerst Herrn Nicodem Valvassy auf. Es hatte sich richtig so etwas wie eine Freundschaft zwischen ihr und dem alten Herrn angesponnen. Das war keiner von den geschwätzigen Figaros, die ihre Kundschaft mit allen möglichen Neuigkeiten unterhalten wollten. Valvassy, der als Meister in seinem Fach galt, war überall in der Welt herumgekommen, hatte viel gesehen und erfahren und hatte sich unter dem Gesichtspunkt seines Schaffens ein Lebensbild zurechtgemacht, das auch für die, die zu ihm kamen, interessant war.

„Wenn ich mir die Bemerkung gestatten darf, gnädiges Fräulein“, sagte er, „Sie sehen jetzt viel frischer, froher und – warum es denn nicht sagen? – glücklicher aus als damals, als Sie zuerst zu mir kamen!“

Mela bewegte nur ein wenig den Kopf, denn Herr Valvassy handhabte gerade das Brenneisen.

„Ich bin auch glücklicher ... und das verdanke ich nicht zum wenigsten Ihnen, lieber Meister!“

Der Friseur lächelte.

„Das ist ja außerordentlich schmeichelhaft für mich! Ich denke natürlich nicht daran, eine Indiskretion zu begehen!“ Die schwarzen Augen des Haarkünstlers funkelten schelmisch.

„Und mich zu fragen, warum? Ich sag’ es Ihnen aber auch so. Seitdem ich zu Ihnen komme, gefalle ich besser ... besonders einem.“

„Das macht mich sehr glücklich!“ Es klang wie aufrichtige Freude in der Stimme des kleinen Herrn. „Einen schöneren Erfolg könnte ich mir nicht wünschen!“

Damit lockerte er mit einem winzigen Kamm die nun vollendete Frisur, half Melitta aus dem weißen Mantel, den sie über dem Kleid trug, und führte sie zur Kasse. Als sie zahlte, trat er, als interessiere ihn dieser Teil der Angelegenheit am wenigsten, an die blitzende Türscheibe und begleitete das blonde Mädchen noch ein Stück über den Gartenweg, wo er sich mit tiefer Verneigung verabschiedete.

Melitta stieg in ihren Wagen und fuhr zu Erna Kandelhart. Es war sechs Uhr, als sie bei ihr in den Salon trat.

Erna Kandelhart war dunkelhaarig und hatte ein paar glühende Augen. „Aber das mit dem Temperament ist fax!“ sagte die schlanke Frau, wenn man ihr wegen ihres leidenschaftlichen Aussehens Komplimente machte. „Mein Mann nennt mich immer die kühle Schwarze!“

„Und wie nennt er mich?“ fragte Melitta.

„Die heimlich glühende Blonde!“

„Er soll sich was schämen!“

„Ja“, seufzte Erna. „Er ist überhaupt ein indiskreter Mensch!“

„Na, warum hast du ihn denn genommen?“

„Die Sorte, die ich eigentlich brauchte, war vergriffen!“

„Da hätte ich lieber noch ein bißchen gewartet, bis wieder neue reinkämen.“

Frau Erna schüttelte mit dem Kopf.

„Das ging leider nicht! Für mich war’s die höchste Zeit. Ich bin drei Jahre älter als du!“

„Also jetzt achtundzwanzig!“ meinte Melitta. „Das ist allerdings zum Verzweifeln!“

„Ist es auch! Aber sag’ mal, Mela, statt uns über die vollzogenen Tatsachen zu unterhalten, wollen wir doch mal lieber einen Blick in die Zukunft tun. Wie ist es denn? Mit dir, mein’ ich!“

„Alles beim alten! Herr Ward besucht mich beinahe täglich, gibt mir zu verstehen, daß ich ihm nicht gleichgültig bin, und scheint nicht ganz abgeneigt ...“

„Dich zu heiraten!“

Melitta nickte.

„Ja.“

„Na ... und du?“

„Ich? Ich weiß noch nicht so recht. Das heißt, ehrlich gesagt, ich weiß natürlich recht gut, daß ich ihn haben will und daß ich ihn so lieb habe, wie man überhaupt nur einen Menschen haben kann!“

„Na also! Was weißt du denn da noch nicht so recht?“

Melitta zögerte.

„Ich hab’ Angst ... wie das mit der ... mit der ...“

„Mit der Montes ist? Glaubst du, daß er sie noch nicht vergessen hat?“

Melitta hob ihre runden Schultern und sah ihre Freundin ein bißchen ängstlich an.

„Glauben tu’ ich’s schon, aber du weißt doch, Erna, ich bin ein Sicherheitskommissarius ... nach meiner Meinung nützt der Glaube in der Liebe sehr wenig!“

Die Schwarzhaarige schüttelte rasch den Kopf.

„Der Glaube ist alles! Besonders in der Liebe! Wenn wir glauben, glücklich zu sein, dann sind wir es auch! Und ob einer wirklich glücklich ist ... und wenn er noch so fest daran glaubt, das weiß er nie!“

Melitta lächelte.

„Das ist eben der Unterschied zwischen uns beiden, und darum passen wir auch so gut zusammen. Du bist die Illusionistin, lebst in der Phantasie, und ich stehe mit den Füßen in der Wirklichkeit.“

„Schade, daß es für die Liebe keine Versicherung gibt!“ meinte die andere.

„Die würd’ ich doch nicht benutzen; dann müßte man ja auch die Zukunft voraus wissen, und das möcht’ ich um alles in der Welt nicht!“

22. Kapitel

Der August ging zu Ende. Unten am See lärnten die Stare im Schilf, die sich schon zu großen Flügen zusammenschlossen. Aber noch war der Sommer da. Das Jahr war fruchtbar wie selten. Die Nächte voll Tau und die Tage trunken von Sonne; von den Wiesen, die vor dem zweiten Schnitt standen, strömte die Heublüte ihren balsamischen Duft. Alles atmete Reife und Erfüllung. Die Menschen waren glücklich, und niemand dachte an Vergehen und Sterben.

Karl Tattenbach saß auf der Bank unter der Linde, er hatte sich den Kaffee dahin bringen lassen und rauchte behaglich seine Zigarre. Die Krankheit war nicht spurlos an ihm vorbeigegangen. Er litt immer noch an Nervenschmerzen. Viel laufen konnte er auch nicht, mußte aber, weil der Arzt es durchaus verlangte. Nur so könne er seine frühere Beweglichkeit wiedererlangen! Im Grunde konnte er doch ganz froh sein. Andere Menschen stehen nach solchem Schicksalsschlag überhaupt nicht mehr auf! Und wie viele bleiben dauernd siech und sind eine Last für sich und die anderen ... er fühlte, daß jeder Tag ihm ein wenig von der früheren Kraft zurückgab, und er war glücklich, daß seine Energie den Durst nach Alkohol standhaft überwand. Außerdem hatte er sechzig Jahre gelebt, und das Leben hatte ihm Spaß gemacht! Er hatte etwas erreicht, und er besaß ein paar Menschen, die er liebte und bei denen er gern noch ein paar Jahre bleiben wollte. Denn daß aus Frieder und seiner Melitta ein Paar werden würde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Mochte der Junge doch die Geschichte mit der Filmschauspielerin gehabt haben! Jeder macht ja in seiner Jugend Dummheiten. Er war auch kein Engel gewesen und hatte später mit seiner Maria die glücklichsten Jahre verlebt. Nein, Karl Tattenbach durfte sich nicht beklagen!

Er nahm das Fachblatt für die Ziegelei-Industrie, das vor ihm auf dem Tisch lag, und wollte lesen ... Dazwischen lauschte er dem Taubengurren, dann brüllte eine Kuh, und die Anneliese, die über den Hof ging, zankte mit dem Stalljungen – warum, das hörte Karl Tattenbach nicht mehr – er sank zurück gegen die Banklehne und schnarchte in den sonnigen Nachmittag.

Der Stalljunge aber rannte nach dem Torweg hin, den er weit aufriß und durch den Frieder Ward mit seinem kleinen graubraunen Wagen hereinkam. Dann sah man, wie der Junge nach dem schlafenden

Tattenbach zeigte und wie Ward in großem Bogen sein Auto nach der Garage lenkte.

Tattenbach wachte nicht auf, bis Ward vor ihm stand.

„Na, das ist gut! Da kannst du ja gleich mit mir vespern!“

Er rief die Anneliese, die vom Stall zurückkam und ins Haus wollte.

„Bring’ noch ’ne Tasse, Mädels, aber fix!“

Ward hatte sich niedergelassen, die Zigarre dampfte in die blaue Luft; er schwieg.

„Du kommst heute schon so früh, Junge?“

Ward nickte.

„Ist Mela nicht da?“

Ward blickte nach dem Haus.

Der Alte schmunzelte.

„Nee ... die is nach Berlin. Ich glaube, zu ihrer Freundin.“

„Zu Frau Kandelhart?“ fragte Ward. Es klang nicht übermäßig erfreut.

„Ja. Sie bleibt wahrscheinlich bis morgen; sie wollten irgendwo hingehen, ins Konzert oder ins Theater.“

Frieder Ward schüttelte den Kopf. Er wollte etwas sagen, aber die Worte blieben im Munde.

Karl Tattenbach grientete ein bißchen.

„Habt ihr was vorgehabt, beide? Seid ihr böse?“

„Bewahre! Ich wollte Mela bloß was fragen.“

Und wieder lag die Sonnenstille zwischen den Männern.

Dann fragte Ward, nur um zu sprechen:

„Ist denn der Hafer schon ’rein?“

Tattenbach verneinte stumm. Er dachte an längst vergangene Tage. Da war seine Maria mit ihrem Vater auf den Hof gekommen. Er sah die kleine Kalesche mit dem Falben, in der sie fuhren, so deutlich vor sich, als stünde sie jetzt noch da. Vater und Tochter wollten sich, wie es früher Sitte war, den Hof ansehen, in den Maria einheiraten sollte. Da hatten sie alle fünf – denn seine Eltern lebten damals noch – eine Zeitlang ebenso schweigsam hier unter der Linde gesessen. Bis das lustige Mädels ihn bei

der Hand genommen hatte und mit ihm in den Garten gelaufen war. In seine Erinnerung hinein hörte er Wards Stimme.

„Sie sind heute so still, Herr Tattenbach.“

„Ich?“ lächelte der. Und dann: „Ja, ’s gibt Tage, da möchte man nicht den Mund auf tun ... man denkt so viel an früher, wenn man älter wird.“ Und es fiel ihm wieder etwas ein, was ein Menschenalter zurücklag und den Jungen betraf, der neben ihm saß.

Der war damals sieben Jahre alt, war stark, kräftig und wild. Er sollte auf den Seewiesen die Kühe hüten, aber unbändig und keinen Augenblick ruhig, war’s ihm wohl zu langweilig geworden. Er hatte am Waldrand einen Eichhörnkobel ausgemacht und kletterte die turmhohe Kiefer hinauf, um die Jungen zu holen. Währenddem gingen die Kühe in einer Flachsbreite zu Schaden. Tattenbach kam vorbei, sah es, holte den Jungen herunter und versohlte ihn mit seinem Krückstock. Vielleicht war die Tracht Prügel ein bißchen zu derb ausgefallen. Jedenfalls hatte Frieder das Vertrauen zu ihm verloren. Und je mehr der Junge sich an Frau Maria anschloß, desto geringer war seine Zuneigung zu ihrem Mann.

Daran mußte Tattenbach heute denken. Er hatte Frieder nur ganz selten gestraft, und wenn er ihm wirklich mal eine Ohrfeige gab, so war’s immer dabei geblieben und kein Grund, ihm auf die Dauer gram zu sein. Tattenbach, der seine Güte überhaupt schwer zeigen konnte, war dem Jungen doch von Herzen zugetan. Und auch Frieder dachte nicht daran, seinem Pflegevater mit Mißtrauen oder gar mit Haß zu begegnen. Sie standen vorzüglich miteinander. Aber die innige Zuneigung, die Eltern und Kinder binden soll, kam nie zwischen den beiden auf. Wie hätte Frieder jetzt, wo es sich um tiefste Empfindungen handelte, den Weg zu Tattenbachs Herzen finden können? Und umgekehrt wäre der Alte froh gewesen, wenn er sich mit Frieder aussprechen und klarer in Melittas Zukunft hätte sehen können.

So redeten sie ein bißchen vom Wetter, ob es die nächste Woche noch gut bleiben würde, über die neue Mischmühle, die Tattenbach gekauft hatte; dann stand Ward auf, nahm noch eine Zigarre und reichte dem Alten die Hand.

„Kommst du morgen wieder, Junge?“

Ward zuckte die Achseln.

„Ich weiß noch nicht ... ob ich Zeit hab’.“

„Na, du wirst schon! Also mach's gut!“

Und Ward ging; nicht schnell, als zögere er und hätte noch Wichtiges zu sagen, ging er über den Hof. Tattenbach sah, wie er die Garage aufschloß, seinen Wagen herauszog, wobei der Stalljunge ihm half, der auch das große Tor aufsperrte, und wie Frieder, nochmals zurückwinkend, hinausfuhr.

*

Als Ward am Flugplatz in Staaken vorbeikam, landete eben eine Anzahl Maschinen. Ward zählte: sieben, acht, neun, zehn. Und dann, nach einiger Zeit, war die elfte sichtbar, die nicht in Spiralen niederging, sondern weiterflog.

Sie hatte auch nicht den graublauen Anstrich der Militärflugzeuge, sie zeigte bunte Tragflächen, die in allen Regenbogenfarben schillerten. Der große Vogel flog schnell über Spandau, und Ward glaubte zu sehen, daß er weiße, blinkende Papierfahnen über der Stadt abwarf.

Er fuhr weiter und dachte erst wieder daran, als er durch die einstige Festungsstadt kam und die Leute überall die weißen Zettel in den Händen hielten und lasen. Er winkte einen Jungen heran, gab ihm einen Groschen und bekam dafür eins der Blätter.

Eine Reklame! Er wollte das Blatt schon fortwerfen, da fiel sein Auge auf den Namen Hedda Montes.

Und er las, daß heute in Berlin der neue Großfilm der Unitas im Palast-Theater der Gesellschaft aufgeführt wurde. Mit Hedda Montes in der Titelrolle und dem Sänger Manuel Hartrup als Partner.

Ein seltsames Gefühl durchzuckte Frieder Wards Brust. Als risse eine Wand vor ihm in der Mitte auf, sah er Heddas lebendiges Bild mit einer Deutlichkeit und Klarheit sondergleichen. Ein brennender Schmerz krampfte sein Herz zusammen. Das tat weh. Und er konnte sich nicht dagegen wehren.

Hedda sah ihn an und hatte plötzlich wieder Macht über ihn. Liebte er sie noch? Wie war es denn möglich, daß er voller Sehnsucht nach Maltitz gefahren war und alles drum gegeben hätte, Melitta zu sehen? Er begriff nicht die Macht der Erinnerung. Sah nicht ein, daß die menschliche Seele Verlorenes nicht so bald vergessen kann, auch wenn sie es nicht zurückwünscht.

Er spürte ein Beben und Zagen, ja fast eine Art Angst, wie er so hin und her gerissen wurde zwischen einer Liebe, die schon verdämmerte und einer anderen Sonne, die eben aufging.

Er fuhr langsam und kam in den Westen der großen Stadt. Die Sonne war noch heiß wie am Mittag, obgleich sie schon hinter den Häusern verschwand.

In den Messehallen war eine Ausstellung; der Kaiserdamm sehr belebt, verlangte Aufmerksamkeit für die vielen Wagen, die rasch durcheinander glitten.

Frieder Ward bekam seine Gedanken nicht frei. Die beiden Frauen rangen um sein Herz. Sein starker und entschlossener Wille wollte damit fertig werden. Er sah die eine, und er sah die andere. Jede war reizvoll und entzückend. Und ihm schien, als würde keine nachgeben im Kampf um das Besitzrecht auf sein Leben ... Aber kam es denn auf die Frauen an? Ihre Herzen mochten fühlen, was sie wollten – das letzte Wort in diesem leidenschaftlichen Für und Wider, das letzte Wort hatte er!

Hedda liebte ihn auch jetzt noch, das wußte und empfand er stark. Aber sie wollte sich ihm nicht beugen, wollte seinen Willen nicht anerkennen und für jetzt und für das ganze Leben sie selber bleiben. Daran zerschellte ihre Liebe. Sie hatten gestritten miteinander, der Streit war unentschieden geblieben – so mußten sie sich trennen.

Frieder Ward war entschlossen. Melittas Bild trat an Heddas Stelle und rief und lockte ihn zu sich hinüber. Und er folgte ihr gern. Aber irgendwo war noch ein Widerspruch, ein Rest von Unklarheit in ihm. Und diese Frage, die aus dem Ungewissen und Dunklen an ihn gerichtet wurde, die mußte er beantworten.

Er fuhr nach Hause. Im Büro war niemand mehr; ging durchs Zimmer, als suche er etwas. Sah die Zeitung liegen, blätterte sie durch, und wieder fiel sein Blick im Inseratenteil auf die Riesenanzeige, in der das Palast-Theater der Unitas seinen neuen Film „Lakschmi, die Gütige“ mit Hedda Montes ankündigte.

Da wurde es plötzlich vor Frieder Ward hell und licht. Er mußte Hedda auf der Leinwand sehen! Nichts würde ihm mehr Klarheit verschaffen über seine Empfindungen!

Er ging ins Badezimmer, zog sich um – Smoking, denn es war Gesellschaftstoilette gefordert – und lief, weil es noch Zeit war, zu Fuß in das Palast-Theater.

*

Melitta saß mit Erna Kandelhart in einer Loge im ersten Rang. Sie waren zeitig im Theater gewesen, sonst hätten sie so gute Plätze kaum mehr bekommen. Die Freundinnen unterhielten sich leise.

Frau Erna stieß Melitta an.

„Du, da unten sitzt einer, der hat mit deinem Frieder die größte Ähnlichkeit! Wie die Taschenlampe des Logendieners eben aufblitzte, da hab' ich ihn deutlich gesehen!“

Melitta hob den Kopf und suchte die Dunkelheit mit ihren scharfen Augen zu durchdringen.

„Das kann nur ein Irrtum sein, Erna, oder deine Phantasie. Wenn dich jemand interessiert, dann siehst du ihn doch überall!“

Aber bei dieser Abwehr fühlte Melitta ein kaltes Rieseln in ihren Adern. Sie war äußerlich ruhig, weil sie ruhig sein wollte. Ihr Herz fragte bebend: Hat Erna recht gesehen? Ist er es? Und was will er hier?

Der Kulturfilm lief ab. Die großen Deckenlüster entzündeten sich langsam, und in dem hellen Licht, das dann für kurze Zeit den Saal erfüllte, sah Melitta, daß ihre Freundin sich nicht geirrt hatte.

Wirklich! Frieder Ward saß dort unten neben dem Mittelgang im Parkett.

Frau Erna hatte das schmerzvolle Erschrecken, die entsetzte Überraschung in Melittas Zügen gesehen und nach ihrer Hand gegriffen, wie um sie zu stützen.

Melitta machte nur eine leise Bewegung der Abwehr.

Und als Frau Erna sie fragte:

„Wollen wir gehen?“ antwortete Melitta wiederum nichts, sondern schüttelte nur ihren blonden Kopf.

Dann rollte der Film ab.

Hedda Montes erschien.

Und wenn auch keine der beiden Frauen vorläufig ein Wort sprach, so fühlten sie doch gegenseitig ihr brennendes Interesse für die Künstlerin, deren Schatten so voller Leben über die Leinwand glitt.

Endlich sagte Melitta:

„Sie ist sehr schön!“

Die andere nickte.

„Nur ein bißchen viel Putz ist dabei!“

Die Hochzeitsprozession, der blumengeschmückte Elefant mit dem edelsteinfunkelnden Maharadscha in der Haudah zog unter Indiens Sonne dahin. Gaukler und Fakire vollführten ihre Wunderdinge, und der Tanzchor der Nautsch umringte die schöne Göttin.

Melitta sah das alles, und eine Verzweiflung befiel sie. Mit solchem Glanz und Zauber konnte eine Frau wie sie nicht konkurrieren. Was nützte es ihr, daß sie sich derselben Mittel bediente, daß sie geschmackvolle Kleider trug und zu Herrn Valvassy ging – die strahlende Kunst solcher Bühnenschönheit war nicht zu besiegen.

Den Beweis dafür sah sie ja vor sich. Sie dachte an die letzten Wochen und Monate, in denen, wie sie glaubte, Frieder Ward immer mehr zu ihr hingefunden hatte. Sie war schon ganz sicher und glücklich in dem Bewußtsein seiner wachsenden Neigung und Liebe gewesen. Und nun, wo sie zum erstenmal die andere sehen und sich vergewissern wollte, daß sie auch neben Hedda Montes bestehen konnte, da saß der Mann, um den all der Kampf ging, im Theater und starrte hingerissen von Hedda Montes' Reiz auf die Bühne.

Nein, sie würde das Theater nicht verlassen! Sie wollte niemandem, auch der Freundin nicht, zeigen, wie zerschmettert und für alle Zeit unglücklich sie war durch Frieders Verrat.

Wenn er morgen zu ihr käme, würde sie mit ihm sprechen, würde nicht vor ihm fliehen. Aber sie würde ihn bitten, nie wieder einen zärtlichen Blick oder ein Wort der Liebe an sie zu richten.

Sie war so traurig, in diesem Augenblick wäre der Tod ihr als Erlösung erschienen. Aber sie wußte, daß man an gebrochenem Herzen nicht stirbt, daß man weiterleben muß, auch ohne den Geliebten.

*

Als Frieder Ward das in tiefster Dunkelheit liegende Haus betrat, spielte schon das Belleysche Orchester, das das Theater ganz in seine Klänge hüllte.

Die Musik eines bekannten jungen Komponisten verwebte deutsche und fremde Melodien zu einem phantastischen Tonbild. Das ähnelte dem gewaltigen Vorhang aus Drapé d'or, der durch Seitenbeleuchtungen in allen Farben golden und silbern funkelte.

Ward hatte einen guten Parkettplatz. Der Logendiener wies ihn auf den Sitz, der dicht am Mittelgang des Theaters lag. Er sah schattenhafte Gestalten um sich her und war ärgerlich über sich selbst, daß ihn die innere Unruhe nicht verließ. Sollte er lieber wieder gehen? Wozu diese ganzen Aufregungen noch einmal durchmachen? Wozu das Bild der Frau wieder heraufbeschwören, auf die er schwer genug verzichtet hatte?

Aber es hielt ihn etwas fest. Er bildete sich ein, daß er hier, in dieser Stunde, endgültig mit allem fertig werden mußte, was ihn vielleicht noch an Hedda band. In Wirklichkeit war er neugierig, wie wohl ihr süßes Antlitz und die ganze holde Erscheinung auf der Silberwand wirkte. Er wollte sie noch einmal sehen, noch einmal ihre Nähe fühlen, um sie dann für immer zu vergessen. Diesen einen bescheidenen Wunsch – meinte er – müsse auch Melitta ihm gewähren. Er gestand sich die Gefahr nicht ein, in die er sich begab, das Wagnis, sich von neuem in Heddas Liebreiz zu verlieren.

Dann teilte sich der Riesenvorhang, dessen Flammenfunkeln erlosch, und das Vorspiel begann, in dem die auf ihrem Blumenthron sitzende Göttin sich bei einer schmachtenden Musik inkarnierte. Es war bewundernswert, mit welcher Einfachheit und Schlichtheit sich Hedda Montes selbst entzauberte, wie sie gleichsam aus ihrem Göttertraum erwachend Mensch wurde und wie sie dann den traf, den sie lieben sollte.

Frieder Ward kannte den Film. Er wußte die Entwicklung und war gespannt auf die Liebesszenen, die Hedda mit dem Sänger Manuel Hartrup zusammenführten. Er blickte unverwandt auf das Spiel. Aber nichts von jenem bohrenden Schmerz, der wütenden Eifersucht, die er damals bei dem Gedanken an den Sänger gefühlt hatte, bemächtigte sich heute seiner. Er fand Hedda hinreißend; und wenn das Spiel des Sängers auch nicht an ihres heranreichte, so waren es doch einfache, schöne Bewegungen, die alle ein echtes Gefühl des Mannes ausdrückten.

Und das Merkwürdigste: Frieder Ward konnte dem ganz objektiv zuschauen! Ja, je länger er hinblickte, je mehr er diese bunten, kunstbelebten Phantasien in sich aufnahm, desto mehr wurden sein Herz und alle seine Sinne hingerissen zu der, die er jetzt liebte. Er dachte an Melitta, und es schien ihm fast, als ob eine starke Ähnlichkeit zwischen Hedda und ihr durch den Film geschaffen würde.

Wohl nie hatte er einer Aufführung mit solchem Interesse beigewohnt, nie sich der Darstellung so hingegen und sie mitempfunden wie an

diesem Abend. Das Bild der Schauspielerin zerschmolz vor seinem inneren Schauen langsam in das Melittas. Die Musik umschmeichelte ihn; er fühlte sich zufrieden wie lange nicht mehr.

Die Zeit verging, er merkte es nicht, der Film war zu Ende. Und wie eine Explosion brach der Beifall los, der nur langsam verebbte, um sich, immer wieder aufflackernd, neu zu entfachen.

Dann stand da oben auf der hochgelegenen Bühne ein Herr im Frack, der sprach. Frieder Ward hörte den Namen Hedda Montes; das Publikum, das schon aufgestanden war, setzte sich, und noch einmal hinter dem rauschenden Vorhang erschien in einem Wald von Blumenarrangements, zwischen Rosen, Lilien, Nelken, Veilchen und Orchideen, in ihrem hauchdünnen Gewand die Göttin Lakschmi.

Sie verweilte dort ein paar Augenblicke, sie sprach etwas, wovon Frieder nur den Klang vernahm; dann legte man ihr einen Brokatmantel um die Schultern. Sie schritt am Orchester entlang und verschwand hinter dem Vorhang.

Frieder Ward erhob sich und ging. Von seinem Eckplatz konnte er vor vielen anderen das Theater verlassen. Als er draußen durch die Halle ging, die man mit Götterfiguren und vergoldeten Emblemen in einen indischen Tempel verwandelt hatte, da kam, von dem Sänger Hartrup und zwei anderen Herren begleitet, Hedda Montes aus einem Seitengang. Frieder Ward blieb stehen und blickte ihr entgegen. Sie kam gerade auf ihn zu. Und Ward sah, wie damals auf dem Ball, die Augen der Schauspielerin, als wären es leuchtende Edelsteine.

Er verneigte sich und grüßte sie tief.

Da gab sie ihm die Hand, die er küßte, und er fühlte, wie sie bebte.

Auch er zitterte. Aber er bezwang sein Herz. Er hatte sich entschieden. Und wenn Mela auch in diesem Augenblick weit, weit von ihm war ... er gehörte jetzt zu ihr! Keiner anderen!

Sie sprachen Gleichgültiges. Hedda sagte:

„Ich habe Sie neulich mit Ihrem Wagen auf der Chaussee nach Saarow gesehen; aber Sie haben mich nicht bemerkt.“ Sie lächelte dabei schmerzlich.

Er entschuldigte sich; er hätte sie in der Tat nicht gesehen.

Die Leute aus dem Theater erblickten jetzt Hedda und drängten sich ungeniert heran. Neugierig starrten sie auf die Künstlerin.

Heddas Lippen zuckten, als sie sagte:

„Ich muß jetzt gehen. Aber vielleicht sehe ich Sie einmal wieder.“

Dann gab sie ihm noch einmal die Hand, die eiskalt war.

Im nächsten Augenblick war Hedda die Steinstufen hinabgestiegen, wurde von dem Sänger an ihren blauen Wagen gebracht und war verschwunden.

Frieder war, als sei alles Leben zu Ende; Sehnsucht war in ihm, die Hedda zurückforderte. Dann ging er weiter.

Er war in der warmen Luft der Spätsommernacht allein, ohne das Menschengewoge und die Flut der huschenden, spielenden Lichter zu bemerken, ohne den quirlenden und schreienden Lärm der Straße zu hören, er war allein mit sich.

Er ging an der Kirche vorbei und wollte eigentlich nach dem Tauentzien hinüber. Aber irgend etwas bewog ihn, die Budapester Straße hinaufzugehen. Als er über den Damm wollte, sah er Melitta und ihre Freundin dicht vor sich. Ward verhielt seinen Schritt. Eine Flut von Gedanken stürmte auf ihn ein. Waren die beiden Frauen auch im Palast-Theater gewesen und hatten Heddas Film gesehen? Dann mußten sie auch seine und Heddas Begegnung miterlebt haben!

Frieder stand am Straßenrand und sah hinüber auf die andere Seite, wo eben Melitta jetzt ihren Wagen aus der Reihe der dort parkenden Autos herauslenkte. Selbst in seiner peinvollen Lage bemerkte er, wie geschickt sie ihr Auto dirigierte.

Ob Melitta ihn auch gesehen hatte, das wurde ihm nicht klar. Er sah den Wagen davonrollen, und der helle Zauber der Sommernacht war – wie sein eigenes Glück und Wohlbefinden – in alle Winde verweht.

23. Kapitel

Melitta war schon früh aufgestanden, sie hatte mit ihrem Vater gefrühstückt und wollte danach ihre Hühnerfarm besuchen, aber sie konnte sich nicht entschließen. Er mußte ja doch kommen! Wollte sie ihm etwa davonlaufen? Nein! Die Aussprache, die bevorstand, mochte sie noch so bitter sein – entrinnen konnte sie ihr nicht!

Und so wartete das Mädchen eine Stunde und noch eine. Schließlich konnte sie das Fieber der Ungeduld nicht mehr ertragen. Sie wollte ins Dorf gehen, wollte die Frau Pfarrerin besuchen, weil sie da noch am ehesten hoffte, Beruhigung zu finden. Aber dann rief ihr Vater sie wieder, und sie mußte sich zusammenreißen, um ihn nicht in ihr unglückliches Gesicht blicken zu lassen.

Als sie eben den Sonnenhut aufgesetzt hatte – denn das große Himmelslicht brannte in mächtiger Flamme – und sie zum tausendsten Male ihre Gedanken um den gestrigen Abend und die Filmvorstellung kreisen ließ, da vernahm sie den Ton von Frieders Hupe. Sie war noch in ihrem Zimmer und stand still, aufrecht auf dem bunten Teppich. Dann legte sie die Hände auf ihr klopfendes Herz, zwang sich zum Fenster hin und blickte hinaus.

Frieder und der Junge brachten eben das Auto in die Garage. Jetzt drehte Ward sich um, hob den Kopf zu ihrem Zimmer und sah sie, die am Fenster stand.

Sie erkannte mit ihren guten Augen jeden Zug in seinem Angesicht, und sie sah in demselben Augenblick, daß er ehrlich und offen zu ihr aufblickte, daß er sie nicht betrog.

Da flog sie plötzlich die Treppe hinab, rannte so schnell, wie es sonst nicht ihre Art war, über den Hof, blieb vor Frieder Ward stehen und sah ihn voller Liebe an.

In seinem Gesicht war doch ein wenig Angst.

„Du warst gestern im Film?“ fragte er.

Sie nickte.

„Ja ... und hab' dich gesehen ... und sie auch.“

„Und bist du mir böse?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Du wolltest fertig damit werden ... bist du es jetzt?“

Er nickte und sah sie lange an.

„Liebst du mich denn?“ fragte er sie.

Sie nickte ernst.

Da faßte er sie um, ohne an den Jungen zu denken, der ein Stück weitab stand und dumm-pfiffig herblickte; er faßte sie um und küßte sie lange auf den Mund. Sie erwiderte den Kuß, ganz in Zärtlichkeit verloren.

Dann gingen sie ins Haus. Auf dem Weg kam ihnen Karl Tattenbach entgegen. Er lachte.

„Na, das wußt' ich doch! Mich könnt ihr doch nicht dumm machen! Was sich haben soll, find't sich allemal – wenn's auch lange dauert!“

– *Ende* –

Anhang

J. W. v. Goethe:

Der Gott und die Bajadere

Hans Hyan:

Zwei Betrachtungen [1897, 1898]

und eine Novelle [1905]

aus dem *Blatt der Hausfrau*, Wien.

Das im 6. Kapitel erwähnte Gedicht:

Der Gott und die Bajadere

Indische Legende

Mahadöh, der Herr der Erde,
Kommt herab zum sechsten Mal,
Daß er unsers gleichen werde,
Mitzufühlen Freud' und Qual.
Er bequemt sich, hier zu wohnen,
Läßt sich alles selbst geschehn;
Soll er strafen oder schonen,
Muß er Menschen menschlich sehn.

Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet,
Die Großen belauert, auf Kleine geachtet,
Verläßt er sie abends, um weiter zu gehen.

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er, mit gemalten Wangen,
Ein verlornes schönes Kind:
Grüß' dich, Jungfrau! – Dank der Ehre!
Wart', ich komme gleich hinaus –
Und wer bist du? – Bajadere,
Und dies ist der Liebe Haus.

Sie rührt sich, die Zimbeln zum Tanze zu schlagen;
Sie weiß sich so lieblich im Kreise zu tragen,
Sie neigt sich und biegt sich und reicht ihm den Strauß.

Schmeichelnd zieht sie ihn zur Schwelle,
Lebhaft ihn ins Haus hinein.
Schöner Fremdling, lampenhelle
Soll sogleich die Hütte sein.
Bist du müd', ich will dich laben,
Lindern deiner Füße Schmerz.
Was du willst, das sollst du haben,
Ruhe, Freuden oder Scherz.

Sie lindert geschäftig geheuchelte Leiden.
Der Göttliche lächelt; er siehet mit Freuden
Durch tiefes Verderben ein menschliches Herz.

Und er fordert Sklavendienste;
Immer heitrer wird sie nur,
Und des Mädchens frühe Künste
Werden nach und nach Natur.
Und so stellet auf die Blüte
Bald und bald die Frucht sich ein;
Ist Gehorsam im Gemüte,
Wird nicht fern die Liebe sein.

Aber, sie schärfer und schärfer zu prüfen,
Wählet der Kenner der Höhen und Tiefen
Lust und Entsetzen und grimmige Pein.

Und er küßt die bunten Wangen,
Und sie fühlt der Liebe Qual,
Und das Mädchen steht gefangen,
Und sie weint zum erstenmal;
Sinkt zu seinen Füßen nieder,
Nicht um Wollust noch Gewinnst,
Ach! und die gelenken Glieder,
Sie versagen allen Dienst.

Und so zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunkeln behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden, das schöne Gespinst.

Spät entschlummert unter Scherzen,
Früh erwacht nach kurzer Rast,
Findet sie an ihrem Herzen
Tot den vielgeliebten Gast.
Schreiend stürzt sie auf ihn nieder,
Aber nicht erweckt sie ihn,
Und man trägt die starren Glieder
Bald zur Flammengrube hin.

Sie höret die Priester, die Totengesänge,
Sie raset und rennet und teilet die Menge.
Wer bist du? was drängst du zur Grube dich hin?

Bei der Bahre stürzt sie nieder,
Ihr Geschrei durchdringt die Luft:
Meinen Gatten will ich wieder!
Und ich such' ihn in der Gruft.
Soll zu Asche mir zerfallen
Dieser Glieder Götterpracht?
Mein! er war es, mein vor allen!
Ach, nur eine süße Nacht!

Es singen die Priester: Wir tragen die Alten,
Nach langem Ermatten und spätem Erkalten,
Wir tragen die Jugend, noch eh sie's gedacht.

Höre deiner Priester Lehre:
Dieser war dein Gatte nicht.
Lebst du doch als Bajadere,
Und so hast du keine Pflicht.
Nur dem Körper folgt der Schatten
In das stille Totenreich;
Nur die Gattin folgt dem Gatten:
Das ist Pflicht und Ruhm zugleich.
Ertöne, Drommete, zu heiliger Klage!
O nehmet, ihr Götter! die Zierde der Tage,
O nehmet den Jüngling in Flammen zu euch!

So das Chor, das ohn' Erbarmen
Mehret ihres Herzens Not;
Und mit ausgestreckten Armen
Springt sie in den heißen Tod.
Doch der Götter-Jüngling hebet
Aus der Flamme sich empor,
Und in seinen Armen schwebet
Die Geliebte mit hervor.
Es freut sich die Gottheit der reuigen Sünder;
Unsterbliche heben verlorene Kinder
Mit feurigen Armen zum Himmel empor.

Johann Wolfgang von Goethe



Vom Zartgefühl.

Ein Blick in die Seele.

Friedrich Nietzsche sagt in einem seiner Werke, man solle sich hüten, mit Menschen zu verkehren, die keine Achtung vor dem Persönlichen besitzen. Wenn man aber gezwungen sei, mit ihnen umzugehen, so müsse man ihnen zuvor die Handschellen der Convenienz anlegen.

Der Philosoph hat in diesem Satze die beste Definition für das Wort „Zartgefühl“ gegeben: Zartgefühl ist die Achtung vor dem Persönlichen im Nebenmenschen. Freilich gibt sich diese Achtung in den verschiedensten Formen zu erkennen. In der Schonung für die Eitelkeiten und kleinen Schwächen des Nächsten; im Mitleid mit seinen Fehlern; in der Höflichkeit, mit welcher der Reichere – an Macht, Geld oder Geist – dem Ärmeren entgegentritt; unter Umständen sogar in einer kleinen Unwahrheit, wenn es gilt, einen Unglücklichen zu trösten, einen Elenden sein Elend nicht in der ganzen Schwere fühlen zu lassen.

Nahe verwandt ist das Zartgefühl der Güte, jener schönsten Eigenschaft, die nur wirklich großen Menschen eigen ist, und die sich so sehr unterscheidet von der Gutmüthigkeit des Schwachen, die zum Laster werden kann. Denn die Güte verlangt Kraft. Sie verzeiht bis an die Grenze des Möglichen; dann aber straft sie, um auch so nur Gutes zu thun. Das Zartgefühl übt Nachsicht an der Laune, dem Eigenwillen und der allzugroßen Verletzlichkeit; aber es panzert sich mit unnachgiebiger Härte, wo Brutalität und Gemeinheit ihm entgegentreten.

Menschen, denen das Zartgefühl angeboren ist, sind nicht immer glücklich. Die andern nämlich, in denen der Egoismus das Zartgefühl überwuchert oder es gar nicht aufkommen läßt, verlangen häufig das

ihnen freiwillig Gebotene als ihren Pflichttheil und nehmen, am Ende selbst damit nicht zufrieden, mehr, als ihnen der Zartfühlende gewähren darf, ohne selbst in seinem Recht und Anspruch auf Rücksichtnahme beeinträchtigt zu werden. Aber auch darunter haben zartfühlende Menschen zu leiden, daß ihr Mitleid grenzenlos ist, und daß es ihnen Pflicht scheint, selbst da zu helfen, wo sie es nur auf Kosten des eigenen Wohlbefindens zu thun imstande sind; oder daß sie ihrem Mitgefühl nicht genügen und den Bedrängten helfen können.

Falsch ist es, zu glauben, daß mit der Bildung auch ohne weiteres das Zartgefühl erworben werde, und daß ungebildete Menschen dieses Empfindens unfähig seien. Im Gegentheil, die sogenannte Bildung, das heißt das Zusammentragen einer nur beschränkten Summe von Kenntnissen, verleitet ihren Besitzer oftmals dazu, sich nun mehr zu dünken als andere, sich zu überheben. Überhebung aber und Hochmuth sind die ärgsten Feinde des Zartgefühls. Auf der anderen Seite ist es nicht zu verkennen, daß eine wahrhaft gediegene Bildung dem, der sie sich erworben hat, auch die Augen öffnet für all das, was ihm trotzdem noch fehlt und ihn solchergestalt, wenn auch nicht klein, so doch bescheiden von sich denken lehrt. Damit innig verbunden ist alsdann die Achtung vor dem mannigfachen Können und Wissen der andern – die Achtung vor dem Persönlichen im Nebenmenschen und mithin das Zartgefühl.

Für impulsive Naturen gehört zum Zartgefühl vor allem Selbstüberwindung. Es ist nicht immer leicht, Meinungen zu unterdrücken und sein Handeln so einzurichten, daß der andere sich nicht daran stößt, sondern Nutzen und Wohlgefallen daran findet. Aber wenn das die meisten, oder doch viele Menschen, einzelnen, fernerstehenden Personen gegenüber wohl gelegentlich zustande bringen, so ist das Zartgefühl innerhalb der Familie leider keine allzuhäufige Erscheinung. Und gerade hier sollte jeder sich bemühen, so zartfühlend wie möglich zu sein, anstatt die Rücksichtnahme, wie es so oft geschieht, ganz außer acht zu lassen. Wie viel haben wir alle uns selbst zu verzeihen, welche Schonung und Nachsicht müssen wir fortwährend gegen die eigenen Schwächen üben, und wie sehr verlangen wir besonders von denen, die uns nahe stehen, die weitgehendsten Rücksichten. Sollte es da nicht vor allem andern nothwendig sein, Gleiches mit Gleichem zu vergelten oder noch richtiger, erst Zartgefühl zu geben, um es dann wieder fordern zu können?

Es ist wahr, selbst bei dem, der von Natur zartfühlend ist, gehört eine fortwährende Selbstbeobachtung, eine nimmer aufhörende Überwachung des Geistes und der Seele dazu, der obigen Anforderung ganz gerecht zu werden. Und vielleicht nur den Besten unter uns wird es möglich, jenen wunderbaren Gipfel zu erklimmen, den Jesus Christus „die Gerechtigkeit“ nannte, des Geistes und der Seele nämlich. Aber streben, nach dem Höchsten streben, das dürfen und sollen wir alle. „Ein edler Mensch“ genannt zu werden, das lockt und reizt ja jeden von uns. Das Kennzeichen eines wahrhaft edlen Menschen aber ist das Zartgefühl.

Hans Hyan.

(Das Blatt der Hausfrau, Wien, 8. Jg., Heft 23, 1897, S. 529 f.)

Über die Grazie.

Frauenschönheit will nichts heißen, –
Ist gar zu oft ein starres Bild;
Nur solch ein Wesen kann ich preisen,
Das froh und lebenslustig quillt!
Das Schöne bleibt sich selber selig,
Die Anmuth macht unwiderstehlich! ...

Mit diesen Worten, die er Chiron, den Centaur, zu Faust sagen läßt, hat Goethe das Wesen der Grazie in jener naiv vollkommenen Weise gekennzeichnet, die ihm immer unsere Herzen gewinnt. Den Gürtel der Anmuth muß Venus erst umlegen, um wahrhaft zu entzücken, um ganz und voll das Ideal der Schönheit zu repräsentieren!

Die spätere Mythologie der Griechen gab der schaumgeborenen Göttin als Begleiterinnen die Grazien, Charitinnen oder Huldgöttinnen. Ihnen opferten die griechischen Mädchen, die trotz ihrer Schönheit den Geliebten nicht fesseln konnten, weil ihren Bewegungen, ihrem Lächeln und ihrer Sprache die Anmuth fehlte.

Aber den Griechen, und selbst noch unseren Voreltern, war die Anmuth oder Grazie etwas durchaus Persönliches, nur dem Menschen und seinem Bilde Eigenthümliches. Diese Begrenzung kennen wir heute nicht mehr. Zwar neigt der Sprachgebrauch noch immer dazu, den Begriff der „Anmuth“ nur auf Menschliches anzuwenden; dafür bezeichnet er jedoch mit dem Worte „graziös“ eine Eigenschaft, die auch dem Thier, und selbst dem Nichtlebenden, Unorganischen anhaften kann. Wir sprechen von einem anmuthigen Mädchen, von der Anmuth einer Geste, von einer Sprache, die anmuthet; aber den künstlerischen Schwung der Linien in einem schmiedeeisernen Gitter z.B. den nennen wir „graziös“.

Schönheit und Anmuth sind ihrem Wesen nach durchaus verschieden. Sie können ohne einander, jede für sich bestehen. Ja, die Schönheit ist etwas von der Natur Erschaffenes, ein für alle Mal Gegebenes, wogegen die Anmuth zufällig und erst nachträglich erworben sein kann. Vielleicht wäre es richtig, zu sagen, daß die Grazie eine besondere Art der Schönheit ist – die Schönheit der Bewegung oder in der Bewegung. Und zwar braucht die Bewegung nicht vor unseren Augen ausgeführt zu werden, sie kann schon geschehen sein, nur sich unserem Blick als etwas

bereits Fertiges darstellen, wie in der Linie einer Arabeske, deren sanfter Fluß, obwohl unverrückbar feststehend, doch vor unserem Schauvermögen dahinzugleiten und sich endlos zu bewegen scheint.

Eine Schönheit ohne Grazie nennen wir kalt und starr, und unserem Ideal vom wahrhaft Schönen entspricht sie nicht. Dahingegen vermag uns ein Mensch, ohne gerade schön zu sein, zu bezaubern, weil er die reizende Gabe der Anmuth besitzt. Wir können den Blick nicht losreißen von einer Tänzerin, deren sanfte Bewegungen sich den Tönen so innig anschmiegen, daß es scheint, die Musik ströme aus ihrem Tanze selbst hervor. Von der berühmten Fanny Elsler sagte ein geistreicher Mensch, „sie tanzt Goethe“, und damit hat er der Grazie ihrer Bewegungen das höchste Lob gesprochen.

Man erzählt von derselben Tänzerin, daß sich bei ihr schon in frühester Jugend eine seltene Harmonie des Lachens, der Sprache und der Bewegungen kund gethan habe. Also die Grazie kann angeboren sein. Aber weit öfter ist sie das Resultat der Erziehung, des eigenen Bemühens. Welch ein erquickender Trost für die armen Geschöpfe, denen die Natur das Geschenk der Schönheit versagte! Nicht jeder kann schön sein; aber jeder kann graziös sein und vermag zu gefallen. Aber wie wird man graziös? Die Antwort soll Henriette Sonntag, jene liebliche, ihre Zeitgenossen in Entzücken versetzende Sängerin geben, bei deren Anblick Heinrich Heine ausrief: „Oh, daß doch alle Tage Sonntag wär’!“

Als man nämlich die Sonntag einmal fragte, wie sie es anfienge, niemals eckig und unschön zu erscheinen, und selbst in den Augenblicken des höchsten Affects maßvoll in der Haltung und Gebärde zu bleiben, da war ihre Antwort: „Ich habe von klein an auf mich geachtet und mir nichts Häßliches verziehen. Ich hatte Angst davor, den Leuten zu mißfallen.“

Wer die Mahnung, die in dieser Antwort enthalten ist, befolgen will, der unterzieht sich damit allerdings keiner ganz leichten Aufgabe. Ja, es liegt sogar eine Gefahr in ihrer Befolgung verborgen, die jede weitere Bemühung um die Grazie illusorisch macht. Leicht nämlich verfällt der, welcher seine Bewegung und Haltung ändern will, vom Extrem der Ungeschliffenheit in das der Geziertheit. Aber das geschieht doch wieder nur dem, der fremde, und für ihn deshalb unmögliche Grazie imitieren will, statt daß er bestrebt sein müßte, die eigenen unschönen Bewegungen sorgfältig zu überwachen und sie in der Wiederholung durch schönere zu ersetzen. Man darf sich dabei nicht durch anfängliche

Mißerfolge beirren lassen. Solange die Bewegungen noch den Anstrich des Gewollten haben, werden sie dem fremden Auge nicht graziös erscheinen; denn die Grazie ist etwas Selbstverständliches, Ursprüngliches. Aber fortdauernde Selbstbeachtung und häufiges Üben in der bewegten Schönheit bringt allmählich jene Sicherheit hervor, welche die Absichtlichkeit verschwinden und die echte Grazie entstehen läßt. Unzweifelhaft spielen Characteranlage, Umgang und Beschäftigung hierbei eine große Rolle. Es erhellt aus sich selbst, daß einem Menschen mit sanfter, abgeklärter Seele die Erlangung der Grazie leichter fallen wird, als einem, der mit allerlei wilden unversöhnlichen Stimmungen zu kämpfen hat. Ferner, wenn unser Erwerbsleben, der Beruf derart ist, daß er die Grazie ausschließt oder doch selten in Erscheinung treten und uns selbst nicht die Zeit läßt, fortwährend auf unsere Bewegungen zu achten, so bieten die Mußestunden, die ja nach der Last des Tages einem jeden winken, genug Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Leibesübungen, wie Turnen, Tanzen etc., sowie die Beschäftigung mit Kunst und Poesie sind hierfür von großem Wert.

Denn wenn bei Tanz und Spiel der Körper sich übt und die ganze Aufmerksamkeit auf sich lenkt, so erfüllt die Kunst, und vornehmlich die Dichtkunst, die Menschenseele mit jener reinen, weihevollen Stimmung, die uns die Schönheit suchen und finden läßt. Unsere Gedanken und Empfindungen werden schön und anmuthig, und wir haben unbewußt das starke Verlangen, all unser Thun, uns selbst, unsere Bewegungen mit diesem Gefühl in Einklang zu bringen. Wir wollen anmuthig und graziös erscheinen.

Wohl ist es wahr, daß auch ein schlechter Mensch, eine Frau von häßlichem Character graziös sein kann. Sprechen wir doch sogar – und mit vollem Recht – von der graziösen Haltung eines Tigers, der lauend seine Beute beschleicht. Solchen Geschöpfen ist die Grazie angeboren, ebenso wie ihre Bösartigkeit und Wildheit, und die Natur gab ihnen das köstliche Geschenk der Grazie vielleicht, um sie den Mitgeschöpfen in einem nicht gar so unversöhnlichen Lichte zu zeigen. Aber ihre Grazie ist zufällig und wechselt mit dem Affect. Früher oder später muß ihr wahrer Character sich zeigen. Noch schlimmer ergeht es der Scheingrazie, die jeden Augenblick Gefahr läuft, aus der Rolle zu fallen, und deren Unechtheit dem feineren Beobachter nicht lange verborgen bleibt, weil ihren Besitzer der seinem innersten Wesen fremde Ton und Zwang, gerade wie den Schauspieler auf der Bühne die Darstellung fremder Personen, bald ermüdet.

Bezeichnender Weise ist schon das Wort „Grazie“ weiblich. Frauen sollen und müssen graziös sein, wenn sie gefallen wollen. Es geht ihnen gerade so wie den Plaudereien, die auch graziös sein müssen, wenn man sie mit Vergnügen lesen soll.

Und das fällt ihnen – den Plaudereien nämlich – nicht immer leicht.

Hans Hyan.

(Das Blatt der Hausfrau, Wien, 9. Jg., Heft 8, 1898, S. 169 f. – Das vorangestellte Zitat findet sich in Faust II, 2. Akt. – Anm. d. Hrsg.)

Der Vagabund.

Novelle von Hans Hyan.

Es war ein strahlender Augustmorgen, an dem die Gräfin Rauenberg auf dem Sandwege zwischen niedrigen Fichtenschonungen dahinsprengte. Scharf spähte sie nach den drei Hängebirken, die sie vorhin rechts am Wege gelassen hatte, aus. Von dort mußte ein Seitenpfad durch den Wald zur Chaussee führen. Aber soweit sie ritt, sie sah die drei weißleuchtenden Bäume nicht. Und als sie dann in der Meinung, daß sie längst daran vorüber sei, umkehrte, schwand plötzlich die Sonne auf dem Wege. Ausblickend sah Julie von Rauenberg, wie sich die Wolken über ihr zusammenballten; ein Wetter zog herauf.

Der Rappe wieherte unter ihrem Gertenschlag und, als zöge eine Feder sich zusammen, sprang er scharf an und fiel in Galopp. Wie sie dahinflog, daß ihr Reitkleid die grünen Tannenspitzen streifte; wie der Wind um das brünette, stolze Gesicht zog und ihr ein wenig den Atem benahm, daß sie tief Luft holen mußte, da ward's ihr so wohl, so leicht im Herzen, und sie vergaß auf Augenblicke all' das Schwere, das sie zu Hause gelassen hatte und zu dem sie bald wieder zurückkehren mußte ...

Halt! Mit einem wilden Ruck riß sie das Pferd zur Seite und brachte es hart vor dem Körper eines quer über den Weg hingestreckten Mannes zum Stehen.

War er tot?

Sie stand schon an seiner Seite und sah in das graue, von Bartstoppeln überwucherte, aber noch junge Gesicht.

Sich tiefer beugend, merkte sie, wie die Brust des Mannes sich ganz wenig hob und senkte. Er lebte. Aber so mager war er, so eingefallen die Wangen, und die Augen, deren schwere Lider fest geschlossen waren, lagen tief in den Höhlen.

Mit einem Gefühl des Widerwillens faßte sie ihn am Ärmel der schmutzigen Drillichjacke und rüttelte ihn. Er konnte doch so nicht liegen bleiben, krank, wie er offenbar war, denn der Schnaps, das merkte sie, hatte ihn nicht niedergeworfen.

Aber es dauerte lange, bis er die Augen aufschlug; und dann mit einem so irren Ausdruck ... Unwillkürlich legte sie die Hand auf seine bestaubte Stirn. Die brannte im Fieber ... am Ende gar der Hunger?! ...

„Können Sie nicht aufstehen?“

Er sah sie verloren an, über sein Gesicht ging etwas, wie Weinen.

„Kommen Sie doch!“ bat sie.

Wie er sich da nicht rührte, ließ sie ihn, schwang sich aufs Pferd und sprengte fort, nach Hause, Hilfe zu holen. Immer nur vorwärts, einmal mußte sie ja, wenn auch auf Umwegen, die Chaussee treffen ... Wie töricht auch, so ins Blaue hinein zu reiten! ... Aber da waren schon die Birken! Weil sich der Weg dort senkte und die Fichten höher wurden, hatte sie die schlanken Stämme, deren feines Grün im Windesrauschen spielte, vorher nicht sehen können. Und nun dahin, daß der Sand flog, über die Chaussee, auf der weißlicher Staub, wie eine Fahne, ihrer Spur folgte.

Der Stallknecht schrak ordentlich zusammen, als seine Herrin, die den kürzeren Weg durch den Garten gewählt hatte, in voller Pace auf den Hof sprengte.

„Spannen Sie den Jagdwagen an, Fritz!“ sagte sie, seine Hilfe beim Abspringen verschmähend. „Lassen Sie sich Wein geben und halten Sie sich bereit! ... Ist der Graf schon aufgestanden?“

„Der Herr Graf schlafen wohl noch ... ich hab den Herrn Grafen wenigstens bis jetzt nicht gesehen ...“

Das letzte sagte er in die Luft. Frau Julie war längst mit ihrem raschen, elastischen Schritt die Steintreppe hinaufgeeilt. Aber wie sie in den kühlen, dämmernden Flur trat, zögerte sie einen Augenblick. Ob er wohl heute anders sein würde, als an allen anderen Tagen? ... Was hatte er nur daß er stets so mürrisch und finster war? ... Früher hatten sie sich so gut verstanden. Aber seit jenem Jagdtag, wo ihn das Pferd abwarf und wo er aufstand, ohne sich scheinbar Schaden getan zu haben, seit der Stunde war er verändert. Der Kopf tat ihm weh, und dieser Kopfschmerz, der aller Kunst der Ärzte spottete, vergällte ihm und ihr das Leben ... Im Laufe der Zeit waren sie dann zu einem berühmten Nervenarzt gefahren. Wie die übrigen, hatte auch er die Achseln gezuckt und, als sie dann einen Augenblick mit dem berühmten Manne allein blieb, hatte der ihr gesagt, sie solle alles tun, was in ihren Kräften stünde, um ihn aus seiner Lethargie herauszureißen, sonst ginge der Graf einer sehr traurigen Zukunft entgegen ... Und was hatte sie nicht alles versucht, um Egons Interesse an den Dingen, die ihm früher lieb waren, wieder zu beleben! ... Aber alles vergebens! Es schien, als seien in dem Schreck jenes gefährlichen Sturzes alle Empfindungen in ihm erstarrt ...

Wie sie ins Speisezimmer trat, war der Kaffeetisch wie gewöhnlich, unberührt. Graf Egon saß am Fenster und trommelte mit den Fingern an die Scheiben.

„Wo warst du?“ fragte er, ohne sie anzusehen.

„Ich bin ein bißchen geritten.“

Dabei wollte sie sich ihm nähern.

„Komm nicht so nah heran,“ sagte er naserümpfend, „du riechst nach dem Stall und du weißt, ich kann den Geruch nicht vertragen ...“

„Und früher war dir nichts lieber, als deine Pferde ...“

„Ja früher ...“

Er zuckte die Achseln.

„Ist sonst noch etwas?“

Es klang, als sehnte er sich danach, daß sie wieder gehen sollte. Sie zögerte, dann sagte sie, wie man eine Torheit eingesteht:

„Ich habe auf dem Weg nach Kundow einen Mann liegen gefunden ... ohnmächtig ... wahrscheinlich ist er krank ... ich möchte ihn herbringen lassen ...“

Der Graf lachte häßlich.

„Einen Stromer?! ... Das ist reizend! ... Ich kann mir ja denken, daß ich kein angenehmer Umgang für dich bin und daß du dich nach etwas anderem sehnst, aber daß es gerade ein Landstreicher sein muß?! ...“

Sie drehte sich kurz um und ging hinaus.

Das Wetter schien vorbeigegangen zu sein, der Hof lag wieder in brennender Sonne da. Und wie die junge Frau wartete, bis der Kutscher die letzte Hand an das Geschirr gelegt hätte, mußte sie daran denken, wie Egon früher gewesen war ... so gut! ... Nie ließ er einen Armen unbeschenkt gehen und wenn seine Güte einen Unwürdigen getroffen hatte und sie ihn davor warnte, dann lachte er und verschloß ihr mit einem Kuß den Mund ... Ein Kuß! ... Sie entsann sich gar nicht mehr, wann sie den letzten von ihm bekommen hatte.

„Es ist angespannt, Frau Gräfin!“ meldete der Kutscher.

„Ja, ja,“ sagte sie aufschreckend, „Anton soll mit auf den Bock ... ich reite nebenher ...“

Anfangs hielt sie sich hinter dem Wagen, nach kurzer Zeit aber befahl sie: „Schneller! Schneller!“ und setzte sich an die Spitze.

Wie sie bei dem Vagabunden war, der noch immer mit einem nur schwachen Schein von Leben dalag, nahm sie schnell die Flasche Ungarwein und den Becher aus der Wagentasche und flößte ihm ein wenig davon ein.

Es sah aus, als würde ein kaum noch glimmendes Feuer wieder angefacht. Ganz langsam kehrte das Leben wieder und nach einigen Minuten konnte sich der Halbverhungerte mit Hilfe des Bedienten schon aufrichten.

„Nun fassen Sie ihn von beiden Seiten recht sanft unter die Arme und heben ihn in den Wagen ... so ... aber recht vorsichtig ... Anton, Sie setzen sich neben ihn und halten ihn fest ... Nicht sprechen!“ wehrte sie dem Leidenden, der sie mit großen Augen ansah und ihr wohl danken wollte. „Aber ein bißchen trinken dürfen Sie noch!“

Und sie setzte ihm abermals den mit Ungarwein gefüllten Becher an die Lippen. Er trank gierig.

Dann fuhr der Wagen langsam nach dem Gut. Frau Julie ritt hinterher, in Gedanken verloren. Ab und zu beobachtete sie ihren Schützling, den der Diener wie ein krankes Kind im Arm hielt ...

*

Einen Monat, nachdem ihn Gräfin Julie fast sterbend im Walde aufgefunden hatte, saß oder lag Max Hedemann an einer vor Wind und Sonnenbrand geschützten Stelle des Parkes im Amerikaner. Die Gräfin war bei ihm, voller Freude, daß sie dies arme Menschenkind dem Tode noch im letzten Augenblick abgerungen hatte.

In seiner schwachen, schüchternen Art, die einen matten Schimmer von Liebenswürdigkeit hatte, erzählte er von seinen Eltern, deren einziges, sehr spätgeborenes Kind er war. Sein Vater, ein recht vermöglicher Unternehmer von Wegebauten, starb kurz nach dem Verlust seines Vermögens, das er bei einem großen Bankkrach einbüßte; die Mutter hatte dieses Unglück gottlob nicht mehr erlebt.

„Und dann standen Sie ganz allein?“ fragte Julie, den großen, silberhaarigen Windhund ein wenig zurückdrängend, der seinen schmalen Kopf auf ihren Schoß hob. „Hatten Sie denn gar keinen Verwandten?“

Max Hedemann, dessen Gesicht jetzt sauber rasiert und von einer fast, durchsichtigen Farbe war, schüttelte den blassen Kopf.

„Nein, niemand ... Ich habe wirklich jede Arbeit versucht,“ setzte er wie entschuldigend hinzu, „auch die schwerste, aber ich war wohl nicht stark genug ... überall haben sie mich fortgeschickt ... und schließlich ...“

Seine Augen füllten sich mit Tränen.

„Wollen Sie wohl!“ Sie hob beschwichtigend die Hand. „Sie wissen doch, daß Ihnen der Arzt jede Aufregung verboten hat!“

Und dabei legte sie unwillkürlich ihre feine und doch nervige Frauenhand auf seine bleiche Rechte, auf der die blauen Adern so unheimlich sichtbar waren.

Indem fiel ein Schatten über den Weg.

Der Graf stand dort, mit einem spöttischen Lächeln auf den Lippen und beobachtete die beiden. Dann ging er ohne Wort und Gruß weiter und verschwand hinter den Taxushecken.

Der Kranke hatte ihn bemerkt und blickte ihm ängstlich nach. Mit der Feinempfindlichkeit der Menschen, die bessere Tage gesehen haben, hatte er die Abneigung, die der Gatte seiner Wohltäterin gegen ihn zur Schau trug, wohl gefühlt, und schon sah er sich wieder in das Elend und in den Hunger hinausgestoßen. Sein Puls ging schneller, die Stirn rötete sich und es blieb der Gräfin, die selbst von dem Erscheinen ihres Mannes betroffen war, nichts übrig, als die Bedienten zu rufen und ihn wieder in sein Zimmer tragen zu lassen. Natürlich tröstete sie ihn: ihr Mann sei selbst leidend, ein wenig Hypochonder, aber Im Grunde genommen wäre der Graf der letzte, der etwas gegen ihn hätte ...

Freilich, als Frau Julie mit sich allein war, redeten ihre Mienen und Blicke, die stets das lebhafte Widerspiel ihrer Gedanken waren, eine ganz andere Sprache! ... Was wollte denn ihr Mann, für den sie sich aufopferte, der der Mittelpunkt all' ihrer Sorgen und Interessen war, eigentlich?! ... Sollte es ihr auch noch verwehrt sein, mitleidig zu sein, einen Armen und Bedrängten vom Tode zu retten?! ... War sie denn seine Sklavin?! ...

Unter solchen Gedanken stürmte sie förmlich durch den Garten zu den Stallungen hinüber ... Sie wollte sich ihr Pferd satteln lassen und reiten! ... reiten! ... nur fort! ... soweit wie möglich! ...

Auf dem Hof traf sie ihren Gatten.

„Wo willst denn du hin?“ fragte sie ihn unwillkürlich.

Ohne ihr einen Blick zu schenken und mit derselben apathischen Stimme, wie immer, erwiderte er: „Ich reite aus.“

Und die Frau, die nicht aufhörte, da treu zu sein und zu lieben, wo ihr Herz zum erstenmal den entzückten Schlag der Liebe tat; die immer von neuem um ihre verlorene, so schmerzlich entbehrte Liebe warb, sie überwand den Groll und Unmut, von dem noch ihre Wangen glühten, und bat: „Laß mich mit dir reiten!“

„Bitte.“

Es klang so kühl, so abweisend.

Schon wollte sie ihren Entschluß ändern, aber dann überwand sie sich; daß er nach so langer Zeit zum erstenmal wieder Bewegung im Freien suchte und ein Pferd bestieg, schien ihr bedeutsam; sie würde jedenfalls das ihrige tun, um ihn nicht davon abzubringen.

Da sagte er plötzlich: „Und dein Herr Hedemann, was wird er sagen, wenn du ihn verläßt?“

Sie sah ihn groß an. Und mit einemmal ging ein Lächeln über ihr schönes, brünettes Gesicht, dem er nicht standhalten konnte, vor dem er zur Seite sah ... Das also war's? ... Egon war eifersüchtig! ... Worauf? ... Auf ihre Sorgfalt und die Pflege, die sie dem armen Kranken angedeihen ließ ... Bisher war er allein das kranke Kind im Hause gewesen. Jeder Gedanke, jede Rücksicht hatte *ihm* gegolten. Auf *ihn* richteten sich die scheuen Blicke der Dienerschaft, von denen niemand laut zu atmen wagte, wenn der Herr in der Nähe war. Eine Falte auf seiner Stirn ließ jeden erschrecken und seine Wünsche suchte man zu erfüllen, ehe sie geäußert wurden. Nun war mit einemmal der andere da, ein wirklich Kranker, ein Leben, über das der Tod vielleicht schon seine Schwingen breitete ...

Egon war eifersüchtig ...

Frau Julie lächelte nicht mehr. Nachdem sie gewartet, bis ihr Mann im Sattel saß, schwang sie sich selbst aufs Pferd und beide ritten langsam durchs Tor auf die von hohen Pappeln beschattete Chaussee hinaus, zwischen den im Morgenwind wogenden Feldern dahin, wo die Ähren sich in ihrer Fülle bogen und auf den Sensenschnitt des Mähers warteten.

Die beiden sprachen wenig, aber es war Julie, als vollzöge sich im Innern ihres Mannes eine Wandlung. Dann wieder dachte sie an ihren Kranken daheim ...

Eine leichte Unruhe überfiel sie. Wenn ihm die Erregung von vorhin nur nicht ernstlich geschadet hatte! ... Ein Rückfall konnte sein Tod sein. Und sie konnte plötzlich nicht anders, sie mußte es ihrem Manne sagen!

Egon erschrak sichtlich. Er sah sie einen Augenblick an, als verstünde er nicht, dann griff er in die Zügel.

„Hältst du das wirklich für möglich?“

„Ja, er ist noch so schwach ...“

„Dann müssen wir schnell nach Hause!“ sagte er, sich über die Stirn streichend, „... oder noch besser, reite du nach Hause und ich sehe zu, daß ich in Kundow den Arzt kriege, für alle Fälle!“

„Das willst du tun?!“ Sie haschte nach seiner Hand „Du Lieber! ...“

Aber er ließ sie ihr nur eine Sekunde, als schäme er sich.

„Was ist denn da weiter dabei! ... Das ist doch selbstverständlich! ... Wenn er uns nun stirbt! ... Was dann?“

Und schon wandte er sein Pferd. Frau Julie sah ihm nach, dann klopfte sie ihrem Rappen mit zärtlicher Freude den Hals und sprengte in der entgegengesetzten Richtung nach dem Gut.

Ihre Unruhe war aber plötzlich verflogen, und, wie sie nach einer Viertelstunde in das Krankenzimmer trat, fand sie den armen Vagabonden ruhig schlafend ...

Fritz, der Kutscher, traute seinen Augen nicht, als er den Grafen eine Stunde später durch die Fichtenallee des Parkes in schärfster Gangart daherreiten sah. Und seine Miene wurde noch bedeutend dümmere, als die Frau Gräfin in demselben Augenblick die Steintreppe wie ein Vogel hinabflog, den Grafen umarmte, wobei sie ihm ein paar leise Worte sagte, und sie dann zusammen ins Haus gingen, umschlungen, wie ein paar echte und rechte Liebesleute.

(Das Blatt der Hausfrau, Wien, 16. Jg., Heft 47, 26. August 1905, S. 1249 f.)



„Danach“

Theobald Tiger (Kurt Tucholsky)
Die Weltbühne, Jg. 26, Nr. 14, 1. April 1930, S. 517.

Danach von Theobald Tiger

„Et après —?“
Courteline

Es wird nach einem Happy-end
im Film jewöhnlich abjblendt.
Man sieht bloß noch in ihre Lippen
den Helden seinen Schnurrbart stippen —
da hat sie nu den Schentelmen ...
Na, un denn —?

Denn jehn die Beeden brav ins Bett.
Na ja ... diss is ja auch janzt nett.
A manchmal möcht man doch jern wissen:
Wat tun se, wenn se sich nich küssen?
Die könn ja doch nich imma penn ...!
Na, un denn?

Denn säuselt im Kamin der Wind.
Denn kricht det junge Paar n Kind.
Denn kocht sie Milch. Die Milch looft üba.
Denn macht er Krach. Denn weent sie drüba.
Denn wolln sich Beede jänzlich trenn ...
Na, un denn?

Denn is det Kind nich uffn Damm.
Denn bleihm die Beeden doch zesamm.
Denn quäl'n se sich noch manche Jahre.
Er will noch wat mit blonde Haare:
vorn dof und hinten minorenn ...
Na, un denn?

Denn sind se alt. Der Sohn haut ab.
Der Olle macht nu ooch bald schlapp.
Vajessen Kuß und Schnurrbartzeit —
Ach, Menschenskind, wie liecht det weit!
Wie der noch scharf uff Mutter'n war,
det is schon beinah nich mehr wahr!
Der olle Mann denkt so zurück:
Wat hat er nu von seinen Jlück?
Die Ehe war zum jrößten Teile
vabrühete Milch un Langeweile.
Un darum wird beim Happy-end
im Film jewöhnlich abjblendt.